

# Sie Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Von Poladewsky zu Bellsman. Von Richard Baer . . . . .	265
Begriff, Ideal, Ideal. Von Karl Jenisch . . . . .	274
Das amerikanische Judenthum. Von Wilhelm Müller . . . . .	281
J. B. David. Von Gustav Leitner . . . . .	288
Schwarze. Von J. B. David . . . . .	291
Hoffmanns Werk. Von Richard Schankel . . . . .	294
Ein Reichsbankbeamter. Von Leben . . . . .	299

Nachdruck verboten.

▼  
Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.  
Wilhelmstraße 3a.

1900.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.23.

Abonnement bei allen Buchhandlungen, Postagenturen und bei der Expedition Berlin, 5 H., 48, Wilhelmstr., 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischesstr. 14.  
**Kapital: 5 Millionen Mark**  
hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte im Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu  
zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9-1 Uhr.

**Hotel Esplanade**  
**Berlin** **Hamburg**  
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges  
Restaurant im vornehmsten Stil  
Grill-room Five o'clock tea

**Neues Schauspielhaus** **Grand Hotel Excelsior**  
Nollendorfplatz Anhalter Bahnhof  
**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants**

**EXCELSIOR**  
Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67,  
Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49

**Schultheiss-Bier**

verdankt sein Renommee  
seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.



Alle Waffen sind  
staatlich geprüft!  
Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit  
und vorzüglicher Schussleistung und bewährte  
als Jagd- u. Scheibenwaffen,  
automatisch, Repetier-Schüsen  
u. Pistolen, Luftwaffen, Taschins, Revolver sowie  
sämtliche Jagdgärtchen liefern die  
**Schusswaffen**  
Deutsche Waffenfabrik Georg Knak  
Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

**Mädler's Patent-Koffer**

Reise-Artikel

Hochfeine Lederwaren

**MORITZ MÄDLER**

Leipzig  
Peterstr. 8

Berlin  
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg  
Neuerwall 84

Frankfurt a. M.  
Kaiserstr. 23

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindensau.



Berlin, den 22. Mai 1909.

Von Posadowsky zu Bethmann.

Es ist eine der melancholischsten Erscheinungen auf unserer auch sonst rechtshaffen melancholischen Welt, wie schnell allemal hinter einem, der von uns ging, die Lücke sich schließt. Ein paar Tage, wenns hoch kommt, ein paar Wochen rauschen die Gedächtnishartikel durch die Blätter. Dann treten neue Gestalten auf den Plan und zwingen uns, mit ihnen uns zu beschäftigen. Als Graf Artur Posadowsky am neunundzwanzigsten Juni 1907 aus seinen Lemtern gerissen wurde, haben Viele gemeint (ich selbst war unter ihnen): den Verlust des einzigen Mannes würde die deutsche Öffentlichkeit nicht verwinden können. Der lebt nun noch immer unter uns, rüstig und ungebrochen an Körper und Seele; und auch das Herz des auf eine Art leidenschaftlichen Mannes wird wohl nach wie vor diesen staatlichen Dingen schlagen, die er ein Jahrzehnt hatte meistern dürfen. Aber wer denkt noch groß an ihn? Wer empfindet, außer ein paar Getreuen, den beschämenden Zittern, daß in einer Zeit, die nach Persönlichkeiten hungert, da im politischen Betrieb bis zur Uebersättigung das (nicht immer ehrbare) Mittelgut dominirt, solche Kraft uns feiern muß?

Nur der Lebende hat Recht. Auf unseren besonderen Fall angewendet: nur der im Amt befindliche Minister. Den umdienern sie schon, wenn ihm erst mit der Würde die Kapazität kam. Ist er noch dazu, wie Herr von Bethmann-Hollweg, ein Mann von starken Gaben und glücklicher Hand, so fallen ihm auch die Aufrichtigen und Ehrlichen zu.

Ein jeder Tag gebiert eben neue Ziele, neue Pflichten. Wer uns da hilft und fördert, ist unser Mann. Zu rückschauender Sentimentalität haben wir allesamt keine Zeit.

Und Herr von Bethmann (Niemand kann Das im Ernst bestreiten) hat eine glückliche Hand. Des Grafen Posadowsky letzte Jahre waren äußerlich ein Wenig steril gewesen. Von zu vielen Seiten drang nachgerade eifige und unerbittliche Feindschaft auf ihn ein: Das hatte ihn zurückhaltend gemacht, abwartend, vorsichtig; ließ ihn manchmal wohl über dem Wagen das Wagen vergessen. Aber an diesem Wagen selbst war nicht gespart worden. Im Reichsamt des Innern, dessen eifrigster Arbeiter sein Chef war, wurde unablässig gearbeitet; und als Posadowsky ging, hinterließ er seinem Nachfolger ein stattliche Reihe bis ins Detail fixirter Entwürfe als Erbe. Das Gesetz über den Schutz der Heimarbeiter in der Cigarrenindustrie (das, nebenbei bemerkt, über Jahr und Tag im preußischen Staatsministerium gelagert hatte); die Entwürfe über die Versicherung der Witwen und Waisen und die Krankenversicherung der landwirthschaftlichen Arbeiter und Dienstboten, die schon nach Posadowsky's Plan in die Kodifikation der sozialpolitischen Gesetze hineingearbeitet werden sollten; die Novelle zur Gewerbeordnung über die Höchstarbeitzeit der gewerblichen Arbeiterinnen, die Hausarbeit und die technischen Angestellten; einen Entwurf über die Arbeitkammern und Vorarbeiten für das Vereinsgesetz. Aus diesem Erbe, das noch um die eine oder andere Ziffer vermehrt werden könnte, brauchte Herr von Bethmann zunächst nur auszutheilen. Zugestanden muß werden, daß er nicht automatisch that, daß er gewissenhaft die überkommenen Vorlagen prüfte und sie hier und da seinen anders gearbeiteten Auffassungen anpahte. Aber steril war der Mann, der Solches in nach außen thatenarmen Jahren aufgehäuft hatte, keineswegs gewesen. Dennoch kann man zweifeln, ob es ihm gelungen wäre, so viel davon wie sein Nachfolger in den schügenden Hafen des Reichsgesetzblattes zu bringen. Beim Grafen Posadowsky (ich deutete es vorhin schon an) begannen die Schwierigkeiten bereits im Schloß des Staatsministeriums; und hatte er, diesen Einwänden zu begegnen, seine Entwürfe mit zahlosen Wenn und Aber bepaßt, dann zerfetzten sie (man denke nur an die Vorlage über die Berufvereine) ihm Die im Reichstag und ziehen, seines Leidensweges unkundig, den freimüthigsten Minister, den Preußen-Deutschland im letzten Menschenalter gehabt hat, philisterhafter Liberalität. Er paßte, kurz gesagt, nicht mehr in unsere

Zeit. Während er unablässig an sich arbeitete in der Richtung, zu der er weit hinter des Lebens Mittags Höhe sich durchgerungen hatte, war die Empfindungswelt der Zeitgenossenschaft eine andere geworden. Man sprach wohl noch immer (und mehr vielleicht, als mit der Dekonomie unserer öffentlichen Diskussion sich vertrug) von Sozialpolitik. Aber jede der Parteien, die so eifervoll und um die Wette sich zu solcher Fortführung sozialreformerischer Arbeiten bekannte, verband damit im Grunde einen anderen Sinn. Und wer genauer hinhörte und, die Stimmen wägend, die Summe zog, fand leicht, daß sich für das viel citirte Schlagwort „Nun erst recht Sozialpolitik!“ kein sonderlich freundliches Echo ergab. Man braucht in diesen Tagen, da Todeschauer den Block umwegen, sich nicht erst mit dem albernen Gerede herumzuschlagen, daß Posadowsky scheiden mußte, weil er in die neue Parteigruppierung sich nicht fügen wollte. Mit der hätte er sich schon abgefunden, wenn er auch (wie übrigens in allen Parteien viele Männer) nicht gerade zu den inbrünstigsten Verehrern des Blockgebildes gehört haben mag. Aus anderer Ursache war seine Stellung unhaltbar geworden. Der Minister, der den kühnen Satz geprägt hatte: „Besitz ist keine Tugend, Besitz ist auch meist kein Verdienst“, den sein Gewissen zwang, in tief aus dem Inneren quellenden Worten immer wieder den auf des Lebens Sonnenseite Pilgernden den Spiegel vorzuhalten und sie zu einer ethischen Erfassung ihrer gesellschaftlichen Pflichten aufzurufen, hatte nachgerade allen Kontakt mit einem Geschlecht verloren, das zunächst einmal gewillt schien, selbstgerecht und gegenwartsfroh dem Tag zu leben und von der Arbeit, die es unter dem Einfluß anderer Impulse in den Vorjahren für die handarbeitenden Schichten vollbracht hatte, bei der Sorge für die eigene sich zu erholen. Graf Posadowsky (kein Staatsmann und wohl überhaupt kein ins Große Wirkende entgeht diesem Geschick) war an den toten Punkt gelangt. Er konnte wohl in stiller Studierstube Entwürfe auffäumen; sie durch daß unruhevölle Meer der Bundesrathss- und Reichstagsverhandlungen in den schügenden Port zu geleiten, bedurfte es anderer (wie die Dinge lagen: glücklicherer) Hände.

Graf Posadowsky selbst hatte diese Wandlung längst erkannt. Neulich, auf der frankfurter Tagung der Gesellschaft für Soziale Reform, hat er in frisch zupackender Charakteristik für sie auch den rechten Ausdruck gefunden. Er warnte davor, allzu vertrauensselig auf den landläufigen sozialreformerischen Eifer zu bauen: die schönsten sozialpolitischen An-

regungen, meinte er, kommen von Leuten, die gar nicht die Absicht haben, ihre Vorschläge auch zu verwirklichen. Und unter ihnen sei mehr als einer, den nur die Sorge um das Mandat veranlasse, sich sozialreformerisch zu drapieren. Man kann den Dingen nicht schärfer, vielleicht auch nicht mitleidloser ins Gesicht schaute. Einst (manche von den ganz besonders nationalen Vorden des Tintenfasses und der Versammlungstede thun es freilich noch heute) pflegten wir uns zu berühmen: der Cant, die spezifisch englische Form gesellschaftlicher Heuchelei, fände auf deutschem Boden keine Statt. Das ist nun bereits seit geraumer Weile durchaus anders geworden. Auch wir kennen die Heuchelei als Massenerscheinung und es verlohrte schon einmal, unser gesellschaftliches und politisches Zukammerlied vorausfahen zu müssen. Wie am meisten verbreitete Form aber (dies Wunder hat das Reichstagswahlrecht bewirkt) ist der sozialpolitische Cant. Wer, der sein Mandat lieb hat (und sie lieben es Alle, Alle), wird wagen, sich rund und nett und unumwunden als Gegner der Sozialreform zu bekennen? Wer wird in Zeitläuf-ten, da eigentlich nur noch der Bauer (er kann auch Rittergutsbesitzer heißen), der General- und der Arbeiterschreiber begründete Aussicht auf einen Reichstagssitz haben, sich unpopulär machen und etwa im Stil des Magisters Lille öffentlich auf den „Sozialmoralismus“ schelten? Die Flöskel von der „planmäßigen Fortführung einer besonnenen Sozialreform“ hört sich immer gut an und verpflichtet am Ende zu nichts. Es sei denn, Jahr um Jahr zum Statut des Inneren Reichsamts ein paar verfliegene Resolutionen anzumelden und sie unter allgemeinstter Theilnahmlosigkeit in möglichst abgegrasten Redewendungen zu begründen. Insgesamt aber wächst in weiten Schichten unserer Unternehmerschaft eine Feindseligkeit gegen jede sozialreformerische Betätigung auf, eine schier gehässige Ablehnung aller Pläne, die auch nur irgendwie damit zusammenhängen, ein tief innerlicher Gross, über dessen Intensität bei gelegentlichen Stichproben man ordentlich erschrickt. Übergläubische Furcht und Herrentrotz reichen einander, scheint, da die Hände und zwingen die sonst so Willensstarken, flar und nüchtern Wägenden in die Gefolgschaft närrischer Schwäger tillischer Couleur oder charakterloser Streber vom Ratheder, die, unter dem Vorzeichen, die nationalökonomische Wissenschaft von der Politik zu säubern (was in der Form bei dieser politischen Disziplin nie möglich sein wird), jeder Demagogie Vorspanndienste leisten. Die Anderen aber sind müde geworden; müde und übersättigt von all dem

Deklamiren und Gethue. Finden wohl auch, gewohnt, die Dinge vulgärökonomisch anzuschauen, daß anderen Gruppen die Lebensnoth nicht minder hart auf den Nageln brennt als dem Handarbeiter, und möchten, da sie, wie die Meisten von uns, Arbeiterschaft und Sozialdemokratie gleichsetzen, vermeiden, daß einer mit Recht überall verhafteten politischen Partei neue Benefizien zugewendet werden.

Für derlei kritische Epochen (das Wort im Sinn des Grafen Saint-Simon gebraucht) ist Herr von Bethmann-Hollweg just der rechte Mann. Leute, die ihn kennen und zusammen mit ihm gearbeitet haben, rühmen die Urbanität seiner Sitten und seine reife, milde Abgellärtheit in der Beurtheilung gesellschaftlicher Probleme. Dem wird, auch wer den Staatssekretär bisher nur von fern, bei seinem Auftreten in der Öffentlichkeit, zu beobachten Gelegenheit hatte, gern zustimmen. Die Pessimisten, die von dem Einrücken des Herrn von Bethmann in das Reichsamt des Innern eine neue, durch Humanitas und Bildung ein Wenig gedämpfte Epoche des Scharfmacherthums datiren zu müssen glaubten, haben sich getäuscht. Vom Grafen Posadowsky bewahre ich ein Wort, daß er in den Stunden (sie wurden in letzter Zeit immer häufiger), da Verbitterung über undankbares Missverstehen und unbillige Angriffe an ihm zehrte, einmal sprach: „Glauben Sie mir: wer immer an meiner Stelle stehen wird, er wird keine andere Politik machen können als ich.“ Das Wort ist buchstäblich wahr geworden. Auch Herr von Bethmann macht, das Werk seines Vorgängers so noch nachträglich rechtfertigend, keine andere Politik als Posadowsky. Er breitet, wie der Graf es nur in seiner schöpferischsten Periode zu Anfang dieses Jahrzehntes gethan hat, ein sozialpolitisches Gesetz nach dem anderen vor dem Reichstag aus; und wenn die Herren von der Rechten auf ihre romantisch-altruistische Art ihn bedrängen, sich doch, was sie so darunter verstehen, des „Schutzes der Arbeitwilligen“ anzunehmen, gleitet er mit seinem Lächeln behutsam darüber hinweg. Und doch steht er innerlich wohl anders zu diesen Dingen. Graf Posadowsky war ein Kämpfer für die spät erarbeitete Wahrheit; an ihr hing sein ganzes Herz und sie so laut und so feierlich wie nur irgend möglich zu bekennen, war ihm Bedürfnis und Trieb eines stark ethisch gestimwten Naturells. Von solchem Drang fühlt Herr von Bethmann sich offenbar frei. Als leiser Skeptiker neigt er wohl überhaupt zu einer ironischen Weltbetrachtung. Er wird alle diese Dinge, die in seine Hand gegeben sind, sorglich und gewissenhaft betreuen und er wird

auch die Sozialpolitik fördern, weil er sie, deren Nothwendigkeit er in dem mit dem allgemeinen Wahlrecht ausgestatteten Industriestaat keinen Augenblick verkennt, in gewissem Umfang für nützlich hält. Aber doch nur in gewissem Umfang. Ihm fehlt, scheint's, der rechte fröhliche (wir durchaus will, mag auch sagen: der naive) Glaube und neben dem Ja reicht sich immer wieder, mahnend, zweifelnd, den Eifer mähigend, daß Aber ihm empor.

Auch Herrn von Bethmann bedeutet, zum Beispiel, daß Recht auf Koalition in dieser auf die nominelle Vertragsfreiheit begründeten Wirtschaftsordnung etwas Unerlässliches. Aber das Koalitionswesen hat zum Koalitionzwang geführt und schaudernd spricht der ästhetisch Empfindende von einer „modernen Form des alten menschlichen Heerdenlebens“. Er wird schwerlich eine Hand rühren, damit die Zusatzbestimmungen der Paragraphen 152 und 153 der Gewerbeordnung, die in Wahrheit ein Sondervorrecht für den Arbeitgeber stipuliren, beseitigt werden. Ein anderes Beispiel bieten die Tarifverträge. Die binden zur Zeit schon mehr als eine halbe Million gewerblicher Arbeiter und schwelen dennoch juristisch in der Luft. Ihre einzige Basis ist die freie Vereinbarung der kontrahierenden Parteien und deren guter Wille, diese Vereinbarungen zu halten. Aber von einer gesetzlichen Regelung will Herr von Bethmann nichts hören: man möge die Entwicklung zunächst sich selbst überlassen. Auch ein Genossenschaftsgesetz habe man erst gemacht, als die Genossenschaften schon zwanzig Jahre bestanden.

Mit dieser Mischung von leiser Skepsis und zweifelnder Ironie hat Herr von Bethmann-Hollweg den Ton der Zeit getroffen. Wenn Graf Posadowsky sprach, stürmten sie in Parlament und Presse wie ein aufgestörter Bienenschwarm durcheinander. Dem Nachfolger, der so flug und mild, so urban und freimüthig zum Ja das Aber fügt, nicken sie verstehend zu und helfen die Frucht aus Posadowskys Saat in die Scheuer bergen. Nicht auf diese Weise allein, aber doch mit durch sie ist Herr von Bethmann zu so glücklichen Händen gekommen.

Und nun sollten wir uns allgemein darüber klar zu werden versuchen, warum wir denn überhaupt Sozialpolitik treiben. Man pflegt von einem utopischen Sozialismus zu reden, indem man die Gesellschaftsdichtungen der Owen, Saint-Simon, Fourier, Louis Blanc, Proudhon der sogenannten Wissenschaftlichkeit der Marx und Engels und ihrer Kommentatoren und Popularisatoren gegenüberstellt. Ganz ähnlich, scheint

mir, könnte man von einer utopischen Sozialreform sprechen; nur ist hier die Epoche der Utopisten noch nicht völlig abgeschlossen. Was die ersten Pfadfinder und Wegbahner auf diesem spröden und undankbaren Gebiete trieb, war die Sehnsucht nach dem sozialen Frieden. Den glaubten sie zuversichtlich über diese friedlose Welt heraufführen zu können, wenn die Menschen nur ein Wenig verständiger würden und ihre Rezepte befolgten. Und so empfahlen sie nach einander „Wirtschaftliche Vereine“ und Kooperativgenossenschaften, Gewerksvereine und Einigungämter, gewerbliche Sondergerichte und staatliche Zwangversicherung. Das Alles haben wir nun zum höheren und geringeren Theil, mit mehr oder weniger Geschick, verwirklicht. Aber den sozialen Frieden haben sie uns nicht beschieden. Der schwiebt noch immer in jenen fernen, fernen Höhen, wo als Zielpunkte ihres Mühens und Strebens, verheißungsvoll wimmend und doch stets von Neuem zurückweichend, dieser darbenden, hastenden Menschheit die Ideale hängen. Und wird dort hängen bleiben. Es gibt keine Naturgesetze in der Volkswirtschaft; es gibt auch in der Welt des Willens und dem vom jeweiligen Recht geleiteten und begrenzten sozialen Organismus keine Institutionen, die mit der mathematischen Logik unabänderlicher Naturgesetze zu wirken vermöchten. Was Arbeiterschutz und Versicherungsgesetzgebung uns nicht gebracht haben, werden auch die Organisationen, die hüben und drüben sich ja nun zu immer gewaltigeren Massen zusammenballen, nicht beschaffen. Und die Tarifgemeinschaften, so sehr sie sich vielfach bewährt haben und künftig noch bewähren werden, eben so wenig. In allen menschlichen Instituten stecken nun einmal die Keime zu Mißbrauch und Mißlingen und immer noch hat die Praxis, die es mit leidenschaftlichen und nicht durchweg von den edelsten Trieben bewegten Menschen zu thun hat, Komplikationen offenbart, an die der fromme Eifer der Theoretiker nicht dachte.

Damit also werden wir uns abzufinden haben: für chiliasmische Hoffnungen hat diese breschafte Erde keinen Raum. Aber noch hat auch kein Mensch an das Verschwinden der Krankheiten geglaubt: und trotzdem hören unsere Mediziner nicht auf, zu forschen, und die Sanitätspolizei erweitert mit allem Eug von Jahr zu Jahr den Bereich ihrer Thätigkeit. Nicht viel anders steht es mit der Politik der sozialen Reformen. Der soziale Friede ist eine Utopie, und wer von der Sozialreform ein Aufhören der Sozialdemokratie erwartet, ist ein lämmlicher, engherziger Kärrner. Sozialpolitik will um ihrer selbst willen

(richtiger: um der Volksgesundheit willen, der leiblichen wie der seelischen) getrieben sein. Sie wird schon darum unerlässlich, weil wir sonst gar nicht dem Konstruktionfehler unserer Wirtschaftsordnung beikommen könnten, die einen freien Arbeitvertrag annimmt, wo die tatsächliche Ungleichheit der den Vertrag Schließenden jede Freiheit von vorn herein beseitigt. So geschehen, ist es einfach ein Interesse der Allgemeinheit, daß die Millionen, die über keinen anderen Besitz verfügen als über die Kraft ihrer Hände, nicht auf Gedehn und Verderb der Übermacht überantwortet werden, die, wie Menschenart einmal ist, die Verführung zu Eigensucht und Profitgier leicht in sich schließt.

Nur über die Methoden der Sozialreform könnte, nun die Epoche der Utopie im Verdämmern ist, vielleicht die Diskussion von Neuem eröffnet werden. Wir dehnen unsere staatliche Zwangversicherung immer weiter aus: von der Handarbeiterchaft greift sie, wenn auch zunächst facultatio, nun schon auf die Mittelschichten über. Wie weit können wir in solchem Beginnen wohl fortfahren, ohne zugleich die Grundlagen unserer wirtschaftlichen Ordnung, die (so haben wir doch gelernt) auf der Selbstverantwortlichkeit des selbst wirtschaftenden Individuums beruht, mit anzutasten? Und dann, bedeutsamer, zwingender, dringlicher als alle Versicherung: der Arbeiterschutz! Den haben wir bisher zu verwirklichen gesucht, indem wir in mühsäliger und ermüdender Kleinarbeit, oft ohne rechten Zusammenhang mit der Praxis (soll heißen: mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern), noch öfter spät, wenn das Leben die Dinge schon selbstthätig zurechtgerückt hatte, ein Gespäch an das andere und Novelle zur Novelle fügten. Führte es am Ende nicht eher an Ziel, wenn wir zunächst, studentisch gesprochen, für gute und gleiche Waffen sorgten und der Arbeiterschaft den Boden ebneten, von dem aus sie dann auf dem Weg freier Vereinbarung mit den Unternehmern sich auseinandersehen könnte? Wobei dann freilich eine Erweiterung des Koalitionsrechtes nicht zu umgehen wäre.

Immerhin: Gesetze allein thuns nicht. Auch in Sozialpolitik und Sozialer Reform bleibt das Beste im freien Verkehr von Mensch zu Mensch zu leisten. Eine Verwaltung, die grundsätzlich und tatsächlich jedem Staatsbürger ohne Unterschied des Standes und der Parteizugehörigkeit mit der selben Unvoreingenommenheit nahte, und eine Gesellschaft, die es eben so möchte, könnten Wunder wirken. Wir sollten Alle zusammen versuchen, gerechter zu werden. Uns in die Seelen Derer hineinzubersetzen, die nicht, wie wir, zwischen orientalischen Teppichen und künstlerischem

Hauerath leben und zweimal jährlich in die weite Welt hinausziehen dürfen; deren ganzes Dasein, von allen Schwankungen der Konjunktur geschüttelt und geängstigt, sich bei eiserner Disziplin in engen Steinmauern abspielt. Gerechter und von Zeit zu Zeit wohl auch etwas höflicher. Im Uebrigen: Keine Destillengemüthlichkeit; nur ein Bischen Taft des Herzens.

Aber ich gebe zu: Das sind Sonntagsgedanken. Heute grossen wir der Arbeiterschaft, weil die Sozialdemokratie von so verwegener Thorheit ist und andere, eigene Nöthe uns auf den Nägeln brennen. Und Herr von Bethmann, der mit seinem, ein Wenig skeptischen Lächeln vor dem unentwegt über das schöne Thema „Run erst recht Sozialpolitik“ redenden Reichstag seine Gaben ausbreitet, ist der Mann der Epoche...

Dr. Richard Baer.



Herr Bamberger sprach sein Bedauern über unsere „sozialistische Schule aus“. Eine sozialistische Schule ist vielleicht die ganze Staatseinrichtung. Wenn jeder auf eigene Hand leben könnte, wären vielleicht alle sehr viel freier; aber auch sehr viel weniger geschlitzt. Die Alters- und Invalidenversorgung nennt er „chimärische Pläne“. Eine Chimäre ist die Erfüllung einer Staatspflicht niemals; und als solche erkenne ich sie an; als eine Geißgebungspflicht. Es ist kein erfreuliches Gewerbe, sich einem Kunden gegenüber, wie der Abgeordnete Bamberger einer ist, diesen staatlichen Schusterdiensten zu widmen, wenn man uns mit Hohn, mit Undank bei wirklichen Rastrengungen behandelt. Die Herren Abgeordneten sollten den Verbündeten Regierungen entgegenkommen und ihnen als Pfadfinder in einem unbekannten Land, das zu betreten wir für eine staatliche Pflicht halten, als Führer nach ihrer Erfahrung und ihrer Ansicht dienen, aber nicht daran zweifeln, daß uns ehrlich darum zu thun ist, den inneren Frieden und namentlich den Frieden zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zustiften und zu einem Ergebnis zu gelangen, wodurch wir in den Stand gejagt werden, auf eine Fortsetzung des Ausnahmegesetzes, das wir Sozialstengesetz benennen, zu verzichten, ohne das Gemeinwesen dadurch neuen Gefahren auszunehmen... Hat der Staat die Pflicht, für seine hilflosen Mitbürger zu sorgen, aber hat er sie nicht? Ich behaupte, er hat diese Pflicht. Wenn man mir sagt: Das ist Sozialismus, so schwebe ich Das gar nicht. Es fragt sich: Wo liegt die erlaubte Grenze des Staatssozialismus? Ohne eisen solchen können wir überhaupt nicht wirtschaften. Gebis Armengesetz ist Sozialismus. Wir den Staatssozialismus als solchen vollständig verwirft, muß auch die Geißgebung der Stein und Hardeberg verwirren, muß überhaupt dem Staat das Recht sprechen, da, wo sich Geiß und Recht zu einer Kette, zu einem Zwang, der unsere freie Aktion hindert, verbinden, mit dem Waffer des Operateurs einguschliessen und neue und gesunde Zustände herzustellen. Für mich ist es ganz einerlei, ob diese Theorie Anfang findet; ich thue aus eigenem Antrieb meine Pflicht, ich halte Dies für meine Pflicht und werde das für kämpf.v., solange ich hier das Wort nehmen kann... Die Freiheit ist ein dager Begriff; die Freiheit zu verbungett, kann Niemand gebrauchen. Die menschliche Gewohnheit stellt die Bedeutung der eigenen Person, die Herrschaft der einzelnen Person und ihren Einfluss über die Allgemeinheit, unter dem Vorwand, daß die Freiheit es fordere. (Bismarck im Reichstag.)



## Begriff, Idee, Ideal.

Als Theist logischer Richtung und christlicher Fübung freute ich mich, als Julius Hart in einem Artikel den Gögendienst b. kämpfte, der mit Wörtern und Begriffen, namentlich auch mit dem Gattungsbegriff getrieben zu werden pflegt. Logen hatte ich freilich nicht dazu nötig, einzusehen, daß es Unsinn war, wenn 1870 in Berichten über mörderische Schlachten resignirt gellagt wurde: „Der Natur ist es ja nur um die Erhaltung der Gattung zu thun!“ Der Natur? Wer oder was ist diese Dame? Die Wissenschaft kennt nichts als ein System von Kraftpunkten, Energieträgern, die sich bewegen, wie sie müssen, aber nichts wollen. Wenn Spinoza und Goethe sagen: Deus sive natura, so ist damit ein Wesen angedeutet, das Absichten haben kann. Als christlicher Geistlicher hatte ich seit Jahren gelehrt, daß die Körperwelt um des zum ewigen Leben berufenen Menschen willen da ist; von Gattung und Gattungen ist im populären Religionunterricht keine Rede. Wenn die Intellektuellen ganz allgemein die Gattung über das Individuum stellen, dann dürfen sie sich nicht wundern, daß sie weniger Anziehungskraft auf die Massen ausüben als die römische Kirche und die Sozialdemokratie. Für diese beiden ist der einzelne Mensch Zweck alles Denkens, Strebens und Handelns, dem die ewige oder die zeitliche Glückseligkeit gesichert werden soll. Von Vora brauchte ich nur noch zu lernen, daß die persönlichen Geister das einzige Wirkliche, ohne sie demnach materielle Dinge gar nicht vorhanden sind. Was dahin zu berichtigten ist, daß doch auch die bewußte Thierseele wirklich ist und dem winzigen Theil des materiellen Universums Wirklichkeit verleiht, den sie mit ihrem unvollkommenen Wahrnehmungsvermögen in ihr Bewußtsein aufnimmt. Doch haben wir hier nicht noch der konkretesten Fassung des erkenntnistheoretischen Idealismus zu fragen. Die logische Fassung gehört nur darum zu unserem Thema, weil die selben Naturphilosophen, die schon die Gattung über das Individuum stellen, den Werth des Menschen auch noch durch den Hinweis auf das unendliche Universum herabzudrücken lieben, so daß es nicht überflüssig erscheint, daran zu erinnern, daß dieses Universum ohne den bewußten Geist, den wir vorläufig nur als Menschengeist kennen, gar nicht vorhanden ist. Schon der poetische Apostel Kant hat den Astronomen ins Stammbuch geschrieben:

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelsleden und Sonnen!  
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen Euch giebt?  
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,  
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Das läßt sich, wenn auch nicht schöner, so doch noch kräftiger ausdrücken. Die Weltkörper bestehen aus den selben Stoffen wie unsere Erde und deren Atmosphäre. Hasiert ein Klümppchen Erde, mit atmosphärischem Niederschlag, gemischt, an unserer Hand oder unserer Hose, so nennen wir es Schmutz. Für die Werthung des Rothes macht es nun offenbar keinen Unterschied, ob er

erbsengroß ist oder Trillionen Kubikmeilen füllt: Roth bleibt Roth. Werth erhält er nur dadurch, daß er vorläufig die materiellen Bedingungen unserer geistigen Existenz enthält, und was seine im supraterrestrischen Weltenraum vertheilten Massen betrifft, so besteht deren Werth darin, daß sie unsere Erde im Gleichgewicht erhalten, daß sie uns das wundervolle Schauspiel des Sternenhimmels bereiten (Und! Wem sonst? Die Sterne sehen einander nicht, Hund und Pferd nehmen keine Notiz von ihnen) und daß sie Gegenstand unserer Forschung werden. Wie thöricht, über den gao- und anthropocentrischen Standpunkt zu spotten! Als ob der Maschinraum und der Schnürboden, weil sie mehr Raum einnehmen, wichtiger wären als die Bühnenzenerie, der sie dienen. Nicht durch Milliarden Sonnen, sondern nur durch Billionen mit Vernunft begabter Planetenbewohner könnten wir Menschen uns bewegen finden, unsere Selbstschäzung herabzustimmen. Aber da wir nicht wissen, ob solche Leute existieren, so existiren sie nicht für uns.

Durch die christliche Werthung der Persönlichkeit ist man eben auch ohne Lohe gegen den Kult der Begriffe und die Künste der Phrasé gefeit. Mit Pflichten gegen lebendige Menschen und mit den Gütern, die diese Menschen brauchen, hat man zu thun; mit nichts sonst. Vaterland? Nation? Freiheit? Gewiß: ein schönes Land, von dem man selbst ein Stück oder wenigstens die Ruhmreicherung besitzt, ist werth, daß man sich in seiner Vertheidigung totschießen läßt. Und gewiß schägt der brave Mann sein eigenes Leibesleben geringer als das Wohl seiner Kinder und Kindeskinde und das der Gesamtheit seiner Volksgenossen, zu welchem Wohl auch ein gewisser Grad und eine gewisse Art (Brüder nach Seiten, Orten, Umständen und Rasse verschieden) von Freiheit gehört. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß man der einfachen Redeweise wegen ein die fragliche Güterklasse bezeichnendes Abstraktum wie Freiheit gebraucht, statt jedesmal die Personen zu bezeichnen, denen man ein gewisses Gut zuwenden will. Aber im Auge behalten muß man diese Personen, wenn man nicht der Phrasentalk zum Opfer fallen will. Von je her haben die Herrschenden und die nach der Herrschaft strebenden der Masse gepredigt, es sei Pflicht, über der „Sache“, der „Idee“, einem Abstraktum, die Personen zu vergessen, für jene sich zu opfern; diese „Sache“ schreibt der Drahtzieher auf seine Fahne und bringt damit ein paar Tausend Menschen so weit, daß sie sich für diese Fahne, die kein Interesse verhüllt, totschießen lassen. Freiheit, Fortschritt, Ausklärung, Volkswohl, Volksrecht, Völkerbrüderung schreiben die zur Linken, Ordnung, Pflicht, Vaterland, Staat, Thron und Altar die zur Rechten auf ihre Fahnen. Der Erfahrene läßt sich durch einen „patriotischen“ oder „freisinnigen“ Ruf nicht eher begeistern, als bis er weiß, um wie viele und um welche Personen es sich dabei handelt.

Doch wie ich Loheaner gewesen bin, ehe ich den Mikoloßmos gelesen hatte, war ich zugleich auch schon Platonizer, ehe ich Plato kennen lernte (was

Einem bekanntlich auf dem Gymnasium nicht widerfährt). Denke ich nicht daran, mit Wörtern, Begriffen und Ideen Götzendienst zu treiben, so bin ich doch weit entfernt davon, sie für nichts zu achten. Im ersten Vers des Vierten Evangeliums sieht Hart den großen Denk- und Schöfchler, den er aufzudecken will. Nun bedeutet aber *Logos* nicht nur das Wort, sondern auch die im Wort sich offenbarenden Vernunft. Kenntemand eine vollkommenere Selbstoffenbarung des Geistes? Sollen wir sie vielleicht bei den Taubstummen suchen? Freilich: die vollkommenste Offenbarungsweise ist das Schaffen; aber Menschen können nicht schaffen, ohne sich durch die Sprache mit einander zu verständiger; der Dichter, der Verwaltungbeamte, der Staatmann, der Vehrer schafft geradezu durch Worte und jedes vernünftige, nothwendige Wort wirkt schöpferisch; leeres Geschwätz ist gar kein *Logos* und das Logische, das Unterscheiden, Kombiniren, Schematisiren, Begriffesbildnen ist nur eine seiner Thätigkeiten. Der Vers besagt also: die Substanz der Welt ist vernünftiger Geist und diese Weltsubstanz, dieser *Logos*, heißt es dann weiter, ist Fleisch geworden in einem menschlichen Individuum. Diesen Menschen, dieses anschaulich gewordene, mit Händen zu tastende Wort beten die Glaubensgenossen des Evangelisten an, nicht einen toten Begriff, nicht eine Abstraktion. Als eine solche darf auch die platonische Idee nicht angesehen werden. Sie ist vielmehr das Erste, das Schöpferische. Aber das Erste im Sinn ist immer das Letzte in der Erkenntniß; darum sind die Sozialisten erst durch den Begriff zur Idee gelangt. Doch meri *status vocis*, wie sie von den Nominalisten genannt wurden, sind auch die Begriffe nicht. Reichst Du einem kleinen Jungen statt der versprochenen Birne eine rohe Kartoffel, so wird er sie, mag er auch *Pellkartoffeln* ganz gern essen, mit Entrüstung zurückweisen, obwohl die Kartoffeln auch Erdbirnen heißen; nicht einen Augenblick wird der Gleichllang der Worte (der freilich im schlechten „Aperna“ verloren geht) den Kleinen irr machen: eine Erdbirne ist einmal eine Kartoffel und keine Birne, wie eine Räze eine Räze und kein Speckling ist. Der längst verstorbene schlechtische Kirchenkomponist Schnabel hat für anspruchlose Leute ein komisches Duett „Das Blaserohr“ gedichtet und komponirt. Ein Bauer, der so dumm ist, wie es in Wirklichkeit gar keinen giebt, bestellt beim Meister Tischler ein Blaserohr. Dieser nimmt die Bestellung scheinbar an; „auf de neue Wuch“ soll das Ding fertig sein. Wie es der Bauer abholen kommt, reicht ihm der Meister ein rohes Krummholz. Der Bauer prüft es auf Stoff, Farbe, Länge, sucht vergebens das Loch; und schließlich bricht sich die Erkenntniß Bahn: „Das is wull noch goar kee Blaserohr nee!“ „Nu nee“, singt der Meister: „a Blaserohr is freilich nee.“ Also sogar der Dummkopf der Dummesten erkennt nach längerer Prüfung, daß ein rohes Krummholz kein Blaserohr ist, und es stände schlimm um den menschlichen Verkehr und das menschliche Schaffen, wenn es anders wäre. Das Zusammenfassen ähnlicher Wahnehmungen in einen Begriff, der mit einem Wort bezeichnet

wird, ist also kein beliebiger, sondern ein nothwendiger Alt; und es ist vollkommen richtig, wenn der Verfasser der Genfiss die menschliche Verstandsthäligkeit (2,19) mit der Benennung der Thiere (wir dürfen die nährenden Früchte hinzudenken) beginnen läßt. Mag sich der Handwerksmeister, der Händler mit einem Dummkopf einen Scherz erlauben: gewöhnlich geschieht es höchstens in Folge eines Vergehens, daß der Kunde statt eines Blaserohres ein Astumholz, statt der Birnen Kartoffeln kriegt.

Da wir aber ähnliche Dinge in einen Begriff zusammenfassen können, muß ihre Idee dagegen sein. Noch nie hat ein Künstler (dieses Wort im weiten Sinn von artifex genommen) einen Stuhl, eine Maschine, eine Torte, einen Smoking, eine Madonna, eine Kiche gebaut, ohne vorher die Idee davon im Kopf gehabt zu haben. Wollte auch ein Landschafts-, ein Porträtmaler wirklich weiter nichts als ein Stück körperlicher Wirklichkeit genau abbeschreiben (was bekanntlich nicht möglich ist), so müßte er doch allermindestens aus der Landschaft, die er sieht, ein Rechteck herauschneiden, dem Abzubilden den seine Stellung anweisen: und diese Stellung, dieser Ausschnitt ist seine Idee. Wird nun eine Idee in einer Unzahl von Exemplaren verwirklicht, so entsteht eine Gattung (die Unterscheidung von Genus und Species geht uns hier nicht an) und der Beschauer der Exemplare bekommt den Gattungsbegriff. Sollten daß Pferd, der Mailäfer, die Rose, der Eichbaum ohne Idee entstanden sein? Darwin ist ein großer Forcher, dem wir diese Einsichten ins Thier- und Pflanzenleben verdanken, aber was man gewöhnlich Darwinismus nennt, Das bedeutet den Verzicht auf die Vernunft. Wenn man mir sagt, daß aus einem Eiweißklumpchen durch nichts als Anpassung an mechanische Stöße, an chemische Einwirkungen, an die Temperatur der Umgebung und an die Nahrung, die diese darbietet, endlich durch Überleben des Angepassten die Fülle organischer Wesen entstanden sein soll, deren jedes seine charakteristische Gestalt und einen diese Gestalt bildenden, unendlich komplizirten inneren Bau hat, so habe ich daß für nichts als ein herziges Lachen. Im physikalischen Universum ist jede Wirkung ihrer Ursache equivalent. Wo immer wir über das physikalische Gebiet hinausschauen, sehen wir die Wirkung hinter der Ursache, daß Kunstmwerk, zum Beispiel, hinter der Idee des Künstlers zurückbleiben. Der Eichbaum erscheint uns nicht nur räumlich, sondern auch als das Entfaltete, reich Gestaltete, größer als die Eichel, aber der Potenz nach ist diese, die eine unendliche Zahl von Eichbäumen somit ihren Eicheln zu gebären vermag, daß Größere; und dieses ihr wunderbares Vermögen kann sie nur von einer höchsten Macht und Weisheit empfangen haben. Nicht die Verdummtheit (und Das ist ein Chaos chemischer Elemente) kann die Mutter des Reichtumes der Welt an organischen Gebilden und der Menschenvernunft sein, die ihn bewundert, ohne ihn anders als im toten Bild nachzuhaffen zu können. Es ist richtig, daß uns alle Wiederläuer verwandt erscheinen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß

alle ihre Arten aus einer Stammform entstanden sind. Es ist möglich, daß (nach Haedels Stammtafel) aus Beutelthieren in der einen Linie Raubthiere und Affen (samt den Mode- und sonstigen zweihändigen Affen), in der anderen die Röger und die Hushthiere sich entwickelt haben. Mögliche, nicht bewiesen, auch nicht beweisbar. Denn Niemand ist dabei gewesen, der es hätte berichten können. Die Paläontologie beurkundet nur, welche Geschöpfe gleichzeitig und welche nach einander vorhanden gewesen, nicht, wie sie geworden sind. Von den ehrlichen Wissenschaften unterscheiden sich die Phantasiewissenschaften: Kosmologie, Geologie, Biologie (die dadurch insganz wird, daß sie, statt sich auf gegenwärtige Lebenserscheinungen zu beschränken, Hypothesen über vorgeschichtliche baut), auch dadurch, daß sich Jene nur mit Dem befassen, was vor unseren Augen vorgeht, während Diese zu ergründen versuchen, was vor Jahrtausenden geschehen sein könnte. Also auch diese Verwandlung und so die Abstammung der Placentalthiere von Moneren ist denkbar, aber nicht, ohne daß „das Unbewußte“, wie wirs einmal, ohne das Wort besonders glücklich zu finden, mit Eduard von Hartmann nennen wollen, der Entwicklung einen neuen Impuls ertheilt hätte, so oft eine neue charakteristische Form entstehen sollte, die nicht nur Variation einer schon vorhandenen Form ist, sondern sich deutlich als Verwirklichung einer neuen Idee darstellt. Es läßt sich denken (kommt ja thathählich vor), daß ein Auge durch die Lebensverhältnisse des Geschöpfes: Nacht- oder Tagleben, Aufenthalt im Freien oder in einer Höhle, wesentliche Umbildungen erleidet, nicht aber, daß aus einem lichtempfindlichen Hautsack durch bloße Entwicklung des Lichtes ohne einen Künstler der kunstvolle Bau des Auges entsteht. Das unergründliche Wunder des organischen Lebens mit seiner Variabilität und Vererbbarkeit einmal vorausgesetzt, versuchen wir recht gut, wie die Haut unter den Tropen schwarz, das Haarkleid im Norden dichter werden kann, auch, wie durch Jahrtausende lange Waten im Sand die Beine und in ihnen angemessener Art der Hals einer Wiederkäuerart sich verlängern; aber wenn bei der zuletzt angeführten Veränderung die originellen Gestalten der Giraffe, des Kamels herauskommen sollen, müssen sie entworen und gewollt sein. Wir vermögen den Werkeprozeß nicht zu entschleiern; nur so viel ist uns klar: sollen aus Urzellen Rosen, Eichen, Palmen, Kolibris, Elefanten, Löwen, Menschen werden, so mußten, ehe sie wurden, ihre Ideen in dem unendlichen Geist gelebt haben, der nur in ihnen sich und fund giebt.

Uebrigens fällt, wenn wir vom Menschengeschlecht reden, der Begriff des Geschlechtes nicht ganz mit dem der Gattung zusammen. „Tisch“ ist nur Gattung in dem bisher betrachteten Sinne; „Mensch“ ist etwas mehr. Das gesammte Menschengeschlecht macht als Abkömmling eines Stammpaars eine organische Einheit, einen Organismus aus, wie das Gleichgewicht der Geschlechter (hier hat *genus* seine dritte Bedeutung) beweist. Bekanntlich ist die Zahl der männlichen Personen im Heirathalter der Zahl der weiblichen un-

gefähr gleich, was, da das Leben die Männlein stärker mitnimmt als die Fräulein, dadurch erreicht wird, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, obgleich es im Einzelnen rein zufällig zu sein scheint, ob ein männliches oder ein weibliches Individuum zur Welt kommt, da in den einen Familien nur Knaben, in anderen nur Mädchen, in dritten Knaben und Mädchen in den verschiedensten Zahlenkombinationen geboren werden. Man sieht also, daß eine organisierende Kraft das ganze Geschlecht durchwaltet und es als eine Einheit erhält. Noch auffälliger tritt Das in der Kompensation bei Störungen des Gleichgewichtes ans Licht. Während der männermordenden napoleonischen Kriege stieg in Frankreich der Überschuß der Knabengeburten, der dort gewöhnlich 5,38 Prozent beträgt, auf 7,31 Prozent. Es ist etwas Nehnliches wie das Leben des Bienenvolkes: in jedem Stock richtet sich die Zahl der Drohnen, der Gebärerinnen (von solchen ist immer nur eine, aber mindestens eine nötig und vorhanden), der Arbeiterinnen nach dem jeweiligen Bedarf, weshalb ein neuerer Bienenforscher, Gerstung, meint, man dürfe die einzelne Biene nicht als ein selbständiges Individuum ansehen: nur das ganze Bienenvolk, das er darum „der Bienen“ nennt, sei ein solches. Zwischen einem Bienenvolk und dem Menschengeschlecht besteht nun freilich ein großer Unterschied. Das einzelne Bienenlein hat für sich allein wirtlich nichts zu bedeuten; es lebt nur für sein Bienenvolk und dieses für den Haushalt der Natur. Der einzelne Mensch dagegen ist zwar ins Geschlecht eingegliedert, empfängt von ihm sein Dasein, kann ohne Hilfe der Geschlechtsgenossen weder leben noch sich entfalten, aber jeder einzelne Mensch ist Selbstzweck und das Geschlecht besteht nur als Mittel, diesen Zweck in einer großen Zahl von Individuen zu verwirklichen. (Goethe würde nicht zugeben, daß die niederen Lebewesen für einen außer ihnen liegenden Zweck vorhanden seien: jedes Wesen, meinte er, trage in seiner eigenen Vollendung den Zweck, den es zu verwirklichen strebe. Sofern damit geleugnet werden soll, daß das Thier, die Pflanze um des gesammten Naturhaushaltes und dieser um des Menschen willen da sei — was nicht ausschließt, daß dabei das bewußte Lebewesen für den Dienst, den es leistet, durch angenehme Empfindungen entshädigt wird —, muß ich Das ablehnen. Sofern dagegen die Ansicht zurückgewiesen wird, der Organismus sei eine Zufallsbildung, ist es gerade Das, was ich hier so stark hervorhebe; Goethe war bekanntlich sehr glücklich über Blumenbachs Ausdruck: *ninus formativus*, der genau Das ausdrückte, was er meinte, und es fragt sich nur noch: *Quis est is, qui nimirum?*) Ein zweiter Unterschied, nicht nur vom „Bien“, sondern von jedem anderen Geschlecht lebender Wesen, besteht in Folgendem. Das Thier verwirklicht die Idee seines Schöpfers rein passiv; wie es aus dessen Hand hervorgeht, so ist es, so bleibt es; es müßte denn zu einem neuen Schöpfungsalt, zur Erzeugung einer neuen Art, verwendet werden. Aber es selbst denkt nicht daran, sich umzugestalten, sich etwa fertig zu machen, hat auch gar nicht

nöthig, denn es ist fertig, sobald es aus dem Ei oder der Wippe oder dem Rüttelhöß schlüpft; nur zu wachsen braucht es noch: und Das geschieht ohne sein Zuthum. Wie denkt ein Thier, auch wenn es Hände hat, daran, seine leibliche Erscheinung zu verändern, sich zu schmücken oder sich zum Schuh gegen Kälte und Nässe zu kleiden: sein Haarkleid, sein Federschmuck wachsen ihm. Der Mensch wird zwar auch durch Wachthum vollendet, aber das Beste an seiner Vollendung hat er selbst zu leisten: er ist berufen, sich selbst zu vollenden durch die mannichfachste Kulturthätigkeit. Ob es auf unserer Erde jemals Geschöpfe von Menschengestalt ohne alle Kultur gegeben hat, wissen wir nicht. Schon der Menschenberuf bringt mit sich, daß dem Menschen die Idee des Schöpfers, die er zu verwirklichen hat, bewußt wird; und die ins menschliche Bewußtsein aufgenommene Idee nennen wir Ideal. Auch das Ideal ist kein Abstraktum: der „Mensch an sich“, der reine Mensch, der nur Mensch im Allgemeinen wäre, ohne etwas Besonderes zu sein, wie sich ihn die Nationalökonomen und die Staatstheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts dachten, existirt nicht. Allerdings giebt es außer der leiblichen Organisation noch Mancherlei, was allen Menschen gemeinsam ist, eben Das, was den Menschen zum Menschen macht: daß er seine Wahrnehmungen zu Einsichten verknüpft, daß er nach Gründen forscht, daß sein Gedächtniß alle Seiten, sein Weitblick die Welt umspannt, daß er sich selbst bestimmt, sich Zwecke setzt und die Mittel dazu ordnet, daß er die Befriedigung seiner animalischen Bedürfnisse regelt, daß er über diese hinaus eine Unzahl geistiger und Gemüthsbedürfnisse hat und für die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse arbeitet. Doch Niemand will nur Mensch, Mensch im Allgemeinen, sondern er will dieser eine ganz flat bestimmte Mensch sein; was er aus sich und aus seinem Sohn zu machen strebt, ist der schöne, der gute, der schöngute, der gerechte, der tüchtige, der heilige, der ritterliche, der selbstlos tapfere Mensch, der Forscher, der Künstler oder auch nur der brave Arbeiter. Es giebt Großgeister, in denen mehrere Typen verschmolzen erscheinen, aber keinen, der sie alle darstellt. Bei den Großgeistern, die weltumgestaltend wirken, pflegt die Selbstbestimmung scheinbar zurückzutreten; in ihren wichtigsten Entschlüsse und Thätigkeiten fühlen sie sich „von einem Dämon“ getrieben, weil in ihnen der Weltgrund unmittelbarer und kräftiger thätig ist als in den gewöhnlichen Menschen; doch eben nur, so weit es ihre genialen Schöpfungen als Werkzeuge für bestimmte Zwecke gebraucht: im Uebrigen läßt er sie ihre Selbstbestimmung und beschränkt sich, wie bei den anderen Menschen, darauf, sie durch die äußeren Umstände in die Bahn zu bringen, in der sie sich vorwärts bewegen sollen. Alle diese Ideale nun also sind, wie gesagt, keine Abstrakte, sondern sie sind Musterbilder, dargestellt von lebendigen Personen, die wir aus leibhaftiger Anschauung oder aus ihren Werken oder aus der Geschichte kennen.

## Das amerikanische Judenthum.

**D**och sich das jüdische Element in Amerika freier und selbstbewusster entwickelt als in irgendeinem anderen Lande der Welt, wurde durch besondere Verhältnisse bedingt. Zunächst finden wir bei den ersten aus England kommenden Kolonisten und bei den Juden gewisse gemeinsame Züge. Wie die Juden, so hielten sich auch die Puritaner für ein ausgewähltes Volk. Ihre staatliche Gründung war eine Theokratie und ihr Verhältnis zu Gott hatte einen politischen Ausdruck. Die strenge Geheimnissigkeits des Alten Testaments entsprach ihrer Denkart mehr als der in der Gesinnung wurgelnde Gehalt des Evangelien. Dann fanden aber auch mit den Amerikanern der Vergangenheit die der Gegenwart darin Überein, daß sie im jüdischen Volk die Träger und Hälter einer reinen Gottesverehrung erbliden. Und wenn der Ausspruch des Präsidenten Eliot von Harvard: „Für die ganze civilisierte Welt war diese Maße die Quelle der höchsten Ideen von Gott, den Menschen und der Natur“ vielleicht nicht ohne Einschränkung angenommen werden dürfte, so hält doch die überwiegende Mehrheit des amerikanischen Volkes den Grundgedanken der jüdischen Ethik für gutressend, daß die Religion mehr als alles Andere die Moral zu einem festen sittlichen Bewußtsein zu erheben vermöge. So fanden denn die Juden in der Neuen Welt volle Glaubensfreiheit und den Genuss aller bürgerlichen und menschlichen Rechte. Und sie haben sich der gastlichen Aufnahme wohlig erwiesen.

Die jüdische Einwanderung begann schon im siebzehnten Jahrhundert mit dem Er scheinen sephardistischer Israeliten aus Portugal, Spanien und Holland. Diese waren durchdrungen vom Geist der portugiesischen Synagogen und hielten und hielten die Traditionen der mittelalterlichen jüdischen Wissenschaft aufrecht. Die Vorläufer der deutsch-jüdischen Einwanderung landeten im achtzehnten Jahrhundert in Amerika. Ihnen folgten im neunzehnten Jahrhundert Scharen aschkenasischer Israeliten aus Deutschland, Polen und Litauen. Diese sonderten sich nach ihrer Landeskennhaft ab; und die bayerischen Juden sahen nicht ohne ein gewisses Gefühl der Überlegenheit auf die „Hinterberliner“ und „Polaken“ herab. Eine größere Spaltung wurde jedoch auf religiösem Gebiet bewirkt. Die im achtzehnten Jahrhundert von Moses Mendelssohn angeregte Bewegung hatte zur bürgerlichen Gleichberechtigung geführt. Der hervorragende Denker wurde aber auch zum Führer, der seinen Stammesgenossen den Weg aus der Wüste geistiger Besangenheit in das Gelobte Land einer freieren Weltanschauung zeigte. An dem mächtigen Aufschwung der glänzendsten Geistesepoche Deutschlands nahm auch die jüdische Bevölkerung Theil; und dieses Land wurde zur Wiege der neuen jüdischen Wissenschaft und einer Reform des jüdischen Glaubens.

Die Verfolgung der Juden in Russland und deren Einwirkung auf slavische Länder brachte Israeliten nach Amerika, die gewisse morgenländische Züge reiner bewahrt hatten und näher an ihren Traditionen hingen als ihre aus Mittel- und Westeuropa eingewanderten Stammesgenossen. Diese drei Gruppen und die einzelnen Gemeinden verschmolzen sich nicht, traten aber doch in Beziehung zu einander. Der Außenwelt gegenüber bildeten sie ein einiges Element, dem aus dem Versuch, den demokratischen Geist des Westens zu erfassen und aus den bestehenden politischen und sozialen Einrichtungen Gewinn zu ziehen, eine gemeinsame

**Aufgabe erwuchs.** In der Erfüllung humanitärer Pflichten, in der Unterstützung und Versorgung der zu hunderttausenden aus Rußland einströmenden Neuanländlinge (New York zählt jetzt sechshunderttausend jüdische Einwohner), in der Befreundung der Einwanderer mit ihrem neuen Wirkungskreis arbeiten portugiesische, deutsche und russische Juden Schulter an Schulter und sie dürfen auf großartige Leistungen hinweisen.

Religiöß sondert sich das amerikanische Judenthum heute, von geringeren Unterschieden abgesehen, in drei große Gruppen. Die Orthodogen bestehen zum Theil aus Mitgliedern portugiesischer Gemeinden, doch der Mehrzahl nach aus slavischen Juden. Sie stehen auf dem Boden der talmudisch-rabbinischen Lehre und suchen, so gut es die Bedingungen des neuweltlichen Lebens gestatten, in der strengen Beobachtung des Gesetzes Beständigung ihrer religiösen Bedürfnisse. Auch die Konservativen halten an der überlieferten Lehre fest, haben sich jedoch in Sitte und Gebrauch amerikanischen Verhältnissen anbequemt. Die Reformirten sind in das Freilicht der modernen philologischen und theologischen Forschung getreten. Wie der liberale Protestantismus eine Verinnerlichung des Christenthums anstrebt, so fehren die führenden Geister des Judenthums von dem talmudisch-rabbinischen Standpunkt eines starken Gesetzeskultus zurück in die Tiefe des prophetischen Gottesbegusses und bringen mit ihm die Humanitätsideale der neuen Zeit in Verbindung. Die Religion tritt aus dem engen Tempel einer unzugänglichen und herrischen Stammesgottheit in das weite und lichte Heiligtum eines alliebenden Gottes.

In einem neuerdings erschienenen Werk über die russischen Juden wird die Ansicht ausgesprochen, daß ihrer in Amerika eine bedeutsame Mission hätte. In Folge ihrer ungewöhnlichen Widerstandskraft, ihres beweglichen Geistes, der in Verbindung mit dem Slaventhum sich dessen ungestümen Enthusiasmus angeeignet habe, seien sie bereit, die Vermittelung zwischen den sepharabischen und den aschkenasischen Juden zu übernehmen und dem Judenthum „ihre breitere jüdische Gemeinsamkeit, eine lebenskräftigere Auffassung jüdischer Ideale und ein eingehendes Interesse an jüdischen Weltfragen einzuflößen“. Ob hier der Wunsch Vater des G. dankens ist, ob ein solcher Einfluß wirklich zu erwarten ist, vermag nur die Zukunft zu zeigen. Einstweilen mühen sich die älteren russischen Einwanderer in weitgehender Berßplitterung redlich ab, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und den Glauben und die Geduld ihrer Väter hochzuhalten. Die jüngere Generation aber atmet auf vom Druck der Verfolgung und von der Schmach erzwungenen Absperrung. Sie macht sich die bürgerliche und wirtschaftliche Freiheit mit überraschendem Erfolg naghbar, schöpft wissensdurstig aus den überall sprudelnden Bildungsquellen und entfaltet in Zeitschriften, Vereinen und Versammlungen durch Wort und Schrift eine rege geistige Thätigkeit. Unter der grundverschiedenen Umgebung, deren treibende Kräfte oft mit mehr Eifer als Einsicht erfaßt werden, brechen Viele mit der Vergangenheit. Vom Geschäft und Handel, die ihr eigenes Gebiet waren, gehen Tausende zur Arbeit in der Fabrik oder auf der Farm über. Von der Orthodogenie wendet sich keine kleine Zahl dem Agnostizismus und Atheismus zu. Gehen noch im Zustand drückendster Unfreiheit, bekennt sie sich heute zu einem politischen Radikalismus, der den Umsturz predigt. Und einzelne Vertreter dieser Richtung, erfüllt von fanatischem Haß gegen alles Bestehende, suchen den theoretischen Anarchismus Bakunins in die Praxis zu übertragen. Diese Propa-

ganba der That bietet kampflustigen Antisemiten, die allerdings nur in geringer Zahl vorhanden sind, die erwünschte Veranlassung, daß schwerste Geschäd ihrer Gegartiles gegen das Judenthum aufzufahren. Wer aber die Verhältnisse vorurtheilos beurtheilt, wird zugestehen, daß man für die Ausschreitungen Einzelner nicht den ganzen Stamm verantwortlich machen kann, der sich durch Geschäftsmäßigkeit und Friedensliebe ausgezeichnet hat, und daß der unvermittelte Übergang aus der Knechtshaft in die Freiheit solche Auswüchse psychologisch erklären kann.

Wenn man von einer Einwirkung des Judenthumes auf das öffentliche Leben und die kulturellen Bestrebungen Amerikas spricht, so muß eine solche unbedingt den aus Mitteleuropa, besonders aus Deutschland kommenden Einwanderern zugeschrieben werden. Daß sie, als Angehörige des Handelsvolkes par excellence, die unvergleichlichen Gewerbsmöglichkeiten der Neuen Welt mit weitschauendem Blick und findigem Unternehmungsgeist auszunutzen wissen, ist allgemein bekannt. Sie finden sie auch als Mitglieder der verschiedenen Parteien in den Zweigen staatlicher wie städtischer Verwaltung in verantwortlichen Stellungen. Sie sitzen auf der Richterbank und wirken in den Gesetzgebungen der Einzelstaaten. Als der berühmteste Führer des Nordens im Bürgerkrieg, General Grant, als Guest in Cincinnati erschien, wurde Rabbi Altmann für die Aufgabe erkoren, ihn im Namen der Stadt zu begrüßen. Dr. Salobi, der Präsident der medizinischen Hochschule in New York, der Bürgermeister Fleischmann der Stadt Cincinnati, ein Vertreter des Staates Colorado im Repräsentantenhaus in Washington und Oscar Straus, der unter dem Präsidenten Roosevelt Sekretär des Arbeitswesens der Union war, sind Juden. In Würdigung der Thatssache, daß ihre bürgerliche Stellung wie ihre geschäftliche Erfolg von der Beherrschung neuzeitlicher Bildungselemente abhängt, zeigen sich die Israeliten in Amerika als Förderer erziehlicher Bestrebungen. Sie stehen als Schulkommissare und -Räthe im Dienst städtischer Körperschaften und lehren an Bildungsanstalten, an den besten Universitäten und Colleges. Der Vorsteher des öffentlichen Vortragswesens in New York, der Leiter des deutschen Unterrichts in den städtischen Schulen Milwaukee sind Juden. Der Lehrer Bambergers darf als einer der Pioniere des Arbeitunterrichtes in Amerika gelten und von der Workingman's School, einer eigenartigen Schöpfung Professor Hyatt Uplers in New York, ging eine breitere Auffassung des Bildungsideals aus. Die Juden pflegen überall für die Armen und Bedürftigen ihres Standes zu sorgen. Sie nehmen aber eben so regen Anteil an den humanitären Bestrebungen, die der Allgemeinheit dienen, an der Gründung sozialer Anstalten und freier Kindergarten in den Arbeitervierteln der Großstädte. Sie fördern eifrig Kunst und Wissenschaft und bemühen sich, das Deutschthum zu erhalten.

Treu ihrer Vergangenheit, pflegt die Weisheit der Juden Amerikas, der Konservativen wie der Reformierten, den religiösen Geist, der den jüdischen Stamm von je her besiedelte. Von den Reformierten sagt der französische Schriftsteller Henry Barby, sie seien „die wahren Vertreter des Judenthumes in Amerika“. Ihre Religion ist ein Deismus und ihr Ritual ein Ausdruck des Geschäftslebens, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet. Seine Hauptaufgabe erblidet er jedoch in thatkräftiger Verwirklichung sittlicher Ideen. Mit dieser Auffassung nähern die Juden sich den liberalen christlichen Kirchen. An einer Straßenkreuzung Cincinnati steht ein Israelitentempel einer Unitarierkirche gegenüber. Mehr als einmal

prach der Rabbi in der Kirche der Unitarier und deren Prediger in der Synagoge. Diese Annäherung ist nicht vereinzelt, sondern läßt sich in vielen Fällen wahrnehmen. Mr. Cobb meinte, die religiöse Entwicklung der Juden habe sie dem liberalen Christentum zugeführt. Rabbi Silverman entgegnete hierauf, die Unitarier hätten sich vielmehr dem Judentum zugeneigt. In Wahrlichkeit stehen beide, der jüdische wie der christliche Liberalismus, auf dem Boden der modernen Wissenschaft. Sie wandern demselben Ziele zu, einer Durchgeißigung und Verinnerlichung des religiösen Lebens und der Verdichtung religiöser Impulse zu einem schaffensfreien Wollen, das die spiritliche Hebung der Gesamtheit mit aller Macht erstrebt.

Von der neuzeitlichen Neigung, mehr Das zu beachten, was den Religionen gemeinsam ist, als Das, was sie trennt, hält der englische Essayist Chesterton nicht viel. So betonte er auch den Kongreß, der in Oxford die Religionen der Welt wissenschaftlich erörterte, doch „im Geist der Duldung und Toleranz“. Der Grundgedanke seiner Ausschaffung ist der, daß eine Religion entweder wahr oder falsch sei und im zweiten Fall keine Duldung verdiente, sondern bekämpft werden müsse. Das ist die Sprache düsteraltester Engherzigkeit, die meint, daß Alles, was uns persönlich nicht glaubhaft erscheint, es auch für Andere nicht sein dürfe, und die verkennt, wie ein Ringen nach Wahrheit, ein Widerschein des göttlichen Lichtes in allen Religionen, selbst den rohesten, zu erkennen ist.

Doch handelt es sich bei der vielleicht mehr den Verhältnissen als einem bewußten Wollen entspringenden Annäherung in Amerika nicht sowohl um Bekennnisse als um gemeinsames Wirken. Und darin stimmt das reformierte Judentum mit dem christlichen Liberalismus überein, daß der Schwerpunkt der Religion weniger in der Lehre als im Leben liegt. Diese Ausschaffung befundet sich in den Predigten reformierter Rabbis wie in den Schöpfungen, die sie ins Leben gerufen haben. Rabbi Wise, der Vorkämpfer des reformierten Judenthums, und sein Mitarbeiter Dr. Bialenthal geben ihr Ausdruck. Zu ihr befandet sich die Union israelitischer Gemeinden auf der Versammlung in Pittsburgh. Auf dem Boden dieser Ausschaffung stehen die bekanntesten Mitglieder und die Freunde des Vereins fortschrittlicher Rabbis. Für diese Männer und ihre Gesinnungsgenossen bedeutet die messianische Verheißung nicht länger das Erscheinen eines Erlders für ihren Stamm, sondern die Hoffnung auf ein stetiges Fortschreiten und Emporsstreben der Menschheit, zu dem auch das Judentum nach Kräften beizutragen habe.

Wenn die Leiter des deutschen Judenthums in Amerika ihren höchsten Beruf in der Lösung ethisch-sozialer Probleme erbliden, so ist die Frage am Platz, ob ihre Bemühungen erfolgreich sind und insbesondere zu einer Ausmerzung jener Eigenarten führen, die man den Juden, mit Recht aber mit Unrecht, vorwirkt. Es ist klar, daß man bei der Beantwortung dieser Frage nicht die neuen Zugänge ins Auge fassen darf, die in den letzten Jahrzehnten zu Hunderttausenden aus Osteuropa ankommen, sondern die Juden, die in Amerika heimisch geworden sind. Da zeigt denn die Kriminalstatistik, daß sie im Verhältniß zu ihrer Zahl mit einem auffällig geringen Prozentsatz an schweren Verbrechen, besonders Gewaltthärtigkeiten, behaftet sind. Ihre Mäßigkeit bewahrt sie vor den Ausschreitungen, die an jedem Montag in amerikanischen Großstädten hunderte wegen Trunkenheit vor die Polizeigerichte führen. Wegen Vergebens gegen das Eigentum, Hohlgerei, Betrug oder unlauteren Wettbewerbs haben Juden sich nicht öfter zu verantworten als andere.

Bürger der Vereinigten Staaten.<sup>4)</sup> Kommen sie, wie antisemitische Horer behaupten, mit dem Strafgesetz nur deshalb wenig in Konflikt, weil ihre Schläue die *Wise* zu umgehen weiß, so waren Verschlagenheit oder Bestechung die einzigen Mittel, die sie durch Jahrhunderte vor zügellosster Ausbeutung und Erpressung sicherten. Vor dem grausamen Liebermuth brutaler Machthaber konnte nur kriechende Unterwürfigkeit bestehen. Und bemerken wir noch ein dreistes Vordrängen, so sollte man nicht vergessen, daß Juden in der Vergangenheit auf dem gewöhnlichen Weg überhaupt nicht vorwärts zu kommen vermochten. Der Schmutz des Ghetto war das unausbleibliche Ergebnis der Absperzung im engen Stadtvierteln. Aber auf den freien Boden der Neuen Welt verschwanden diese unangenehmen Folge fast völlig. Die maßlose Habgier Shylocks kam nur in einem Lande und zu einer Zeit vor, in der kaum ein anderer Glanz als das Glänzen des Goldes das düstere Heim des Juden erhellt. Mit dem Genuss der Freiheit und aller Menschen- und Bürgerrechte lernte er auch diese Nächte vertheidigen: im Bürgerkrieg kämpften die Juden für die Erhaltung der Union. Daß die weiblichen Mitglieder der jüdischen Hochfinanz eine auffallende Schaustellung ihres Schmucks lieben, ist wahr; doch pflegen auch die Damen des amerikanischen Uppertendoms ihre Diamanten nicht in Gewölbe zu verschließen. Gewisse Vorzüge, die man dem jüdischen Stamm von je her zugestand, konnten sich im Westen noch kräftiger entwickeln. Die durch eine lange Reihe von Geschlechtern überlieferte Willensfestigkeit und Schärfe des Verstandes brauchte nicht länger der Abmehr der Verfolgung und der Sicherung des bloßen Seins zu dienen, sondern durfte sich in Erinnerung uralter Leistungen gütiger Vorfahren auf den Aufbau der Gemeinde richten und soziale Einrichtungen schaffen, die in ihrer Art mustergültig waren. Mit den Angloamerikanern schäzen die Juden das Leben im häuslichen Kreis hoch. Das Wort, das Goglow in seinem bekannten Drama den weißen De Silva zu Uriel Acosta sagen läßt: „Tief in unserm Volle wurzelt der Zauber der Familie“, es behält auch in der neuen Welt seine Bedeutung. Der materielle Erfolg und die ungebundene Ausübung aller Kräfte auf den verschiedensten Lebensgebieten lassen einen Theil der jüngeren Generation freilich im raffinirten Genuss des erworbenen Reichtumes den leichten und höchsten Zweck des Seins erblicken. Und ein fast übermäßiges Selbstgefühl verleitet mitunter zu verleidendem Spott gegenüber der religiösen Liebergewung Andersdenkter.

Die laute Betonung gewisser Rechte könnte Vorurtheile wieberwecken, die in Amerika fast entschlummt schienen. Vor einiger Zeit erwähnte eine Lehrerin der öffentlichen Schulen Brooklyns bei einer Weihnachtsfeier die Gottheit Christi, jüdische Schüler der Klasse berichteten, daß ihren Eltern, die den Vorfall einem

<sup>4)</sup> Abe Ruef, der berüchtigte Meister politischer Erpressung in Kalifornien, und Morris Haas, der den mit der Anklage der kalifornischen Korruptionen betrauten Staatsanwalt Henry niederknallte, waren Juden. Doch während sich der Prozeß gegen die beiden und ihre Mitverbrecher am Goldenen Thor abspielte, brannten in den von einer ausschließlich eingelassenen Bevölkerung bewohnten Südstaaten organisierte Banden von „Richtreitern“ das Eigentum friedlicher Bürger im Wert von Millionen nieder und erschossen Staatsbeamte, die dieses Eigentum beschützten. Man hat es hier wie dort mit Ausnahmefällen zu thun, wie solche nur zu einer gewissen Zeit und unter besonderen Verhältnissen vorkommen.

Rabbi mitteilten. Der erhob vor der Erziehungsbühörde der Stadt Beschwerde über den Hinweis auf ein religiöses Dogma, der dem Geist und den Vorschriften der öffentlichen Schulen widerspreche. Mehrere jüdische Blätter sprachen sich in gleichem Sinn aus. Damit standen sie, wie der Rabbi, formell auf dem Rechtsstandpunkt. Nach dem Gemeintrechtfall kann der Besitzer eines Grundstückes die Entfernung der seinen Grenzzaun überhängenden Äste eines nebenan stehenden Baumes verlangen. Diese Forderung wird jedoch keiner stellen, der mit seinem Nachbar auf gutem Fuß steht. In der Klasse waren sicherlich auch die Kinder von Unitariern oder Freidenkern, die auch nicht an die Gottheit Christi glauben. Sie hielten es jedoch nicht für angemessen, einer Handlung wegen, die eher auf Unerfahrenheit oder Uebereifer, als auf beabsichtigte Proselytismacherei zurückzuführen war, den Beschwerdebrief anzutreten. Mit einer gleichen Rücksichtnahme des Rabbinus wäre dem Judenthum mehr gedient gewesen als mit der öffentlichen Betonung des Rechtsstandpunktes. So meint denn auch die Wochenschrift „Jewish Comment“, daß böse Blut, das die Beschwerde gemacht habe, sei ein hoher Preis für die Zurechtweisung einer Lehrerin und die modifizierte Wiedergabe eines Weihnachtliedes. Angesichts einer wachsenden Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, die nicht nur bei einem Theil Jungisrael, sondern Jungamerikas überhaupt zu Tage tritt, spricht der Schriftleiter des „American Hebrew“ von einer Pflicht neuweltlicher Israeliten, das Amerikanerthum zu „judaifiren“. Er weist auf die erwähnten verwandten Sätze bei Juden und Puritanern hin, an die dieser Versuch anzuknüpfen hätte. Aber deren Lebensauffassung hat in der sogenannten Neuengland-Renaissance durch den umgestaltenden Einflug altweltlicher Kulturelemente, durch Werke der italienischen und englischen Dichtung, der deutschen Philosophie und des französischen Kommunismus eine weitgehende Umwandlung erfahren. Und eine Bewältigung der jetzt in Amerika bestehenden Krise hätte mehr an das Neue als an das Alte Testament anknüpfen, und zwar in dem Sinn, in dem die kantische Lehre in Übereinstimmung mit dem Evangelium die moralische Denkart mehr in das Gesetz hineinträgt als sie aus diesem ableitet.

Doch es sind zwei andere Fragen, die zur Zeit das amerikanische Judenthum in hohem Grade beschäftigen. Die Abschaffung des Sabbaths, den der rabbinische Rabbi Dr. Isidor Singer einen „altsemitischen Übergläuben“ nennt, wird von verschiedenen Rabbis fortschrittlicher Richtung aus ethischen, sozialen und wirtschaftlichen Gründen empfohlen, von der Weisheit aber bekämpft. Wichtiger erscheint die Zionistische Bewegung. Versteht man darunter den Versuch, in Palästina Land zu erwerben, auf dem die europäischer Verfolgung entflohenen Juden Kolonien gründen und in Förderung ihres geistigen und materiellen Wohles der Welt den Beweis der Tüchtigkeit ihrer Rasse liefern können, so wird sie von allen amerikanischen Israeliten unterstützt. Erblickt man in ihr aber einen von Gott ausgehenden Ruf zur Neugestaltung eines jüdischen Nationalstaates in Palästina, in dem die messianische Verheißung ihre Erfüllung finden soll, so wenden sich die Leiter des liberalen Judenthums mit aller Entschiedenheit gegen sie. Schon Dr. Wise betonte wiederholt, der Jude dürfe an Patriotismus seinem feiner amerikanischen Mitbürger nachstehen. Und von einem Nachfolger Wises röhren die Worte her: „Die Israeliten sind Amerikaner in Amerika, Engländer in England und Franzosen in Frankreich. Palästina als zukünftiger Besitz hat keine Anziehung für uns. Es

ist uns nur theuer als die Wiege unseres Glaubens; es ist nicht mehr unser Land. Unser Vaterland ist der Ort unserer Geburt, die Nation, die uns schützt, ist unsere Nation.\*

Wie später Dr. Schmarjahu Lewin, der als zionistischer Agitator aus Russland nach Amerika kam, in seinen Reden sagte, der amerikanische Jude dürfe sich nicht als einen vollen Bürger dieses Landes, sondern nur als gebuldeten Fremdling betrachten, dessen wahre Heimat Palästina sei, wurde diese Zumuthung mit Entzürftung zurückgewiesen. Rabbi Kaufmann Kohler protestierte heftig und sagte, die zionistische Bewegung sei, wo sie über die Grenzen der Philanthropie hinausgehe, geradezu schändlich, weil sie die Judentum in ein falsches Licht bringe und Grund zur Verdächtigung ihrer Vaterlandsliebe biete. Auch die deutschen Einwanderer haben tapfer für die Erhaltung ihres Volksstumes gekämpft. Friedrich Rapp kam in seiner „Geschichte der Deutschen im Staat New York“ zu dem Ergebnis, daß Deutschthum sei bestimmt, im Amerikanerthum aufzugehen, müsse ihm aber vorher sein bestes, stolzestes Wezen einverleiben. Dann sei eine „geistige Wiederauferstehung“ zu hoffen. Damals widersprachen die Deutschen heftig; heute werden die meisten wohl finden, daß Rapp's Voraufticht richtig war. Eine Anzahl bekannter Juden erblüht die Zukunft ihres Stammes in Amerika in dem selben Licht. So der englische Novellist Bangwill, der sich seit längerer Zeit in den Vereinigten Staaten aufhält. In seinem Drama „Der Schmelziegel“ bezeichnet er ein Aufgehen der Juden im Amerikanerthum durch Zwischenheirath als das vorausfällliche Los seines Stammes. Damit jähne, wie so mancher weggemüde Wanderer, auch Israel im großen gaßlichen Lande der Freiheit Ruhe und Frieden. Doch diese Ruhe bedeutete den Untergang der Rasse; und der ist immer etwas Schmerziges. Kein Wunder, daß deshalb hervorragende Israeliten der von Bangwill angebauten Söhne nicht beizustimmen vermögen. Nun können zwar die Juden seit der Verstörung Jerusalems auf eine zweitausendjährige Geschichte zurückblicken und haben eine beispiellose Fähigkeit in Bewahrung ihrer Eigenart bewiesen. Dies geschah jedoch unter Niedrigung und Verfolgung oder doch nur Toleranz. Aber die Fleischköpfe Ägyptens wurden für die Juden fast gefährlicher als die babylonische Gefangenschaft. Ob bei dem Aufhören jeglichen äußeren Drudes die innere Widerstandsfähigkeit auch in vollster Freiheit und im Besitz aller Rechte sich behaupten läßt, ist eine offene Frage. Gerade die häufigen Proteste gegen Misschungen beweisen, daß der Verschmelzungsprozeß schon begonnen hat. In einem newyorker Blatt stand der Satz: „Es sollte keine Judentragedie in diesem Lande geben. Sie ist unvereinbar mit den Grundzügen seiner sozialen und politischen Organisation.“ Sicher gleicht es in Amerika Juden, die diese Ansicht theilen. Danach würde das Wort Chamberlain von dem „fremden Element“, daß „im Besitz seiner nationalen Idee, seiner nationalen Vergangenheit, seiner nationalen Zukunft, die Verführung mit anderen Menschen wie eine Veruntreinigung empfand und noch heute empfindet“, hofflos erscheinen. Wie man aber auch diese Frage beantworten mög: die Einverleibung eines Stammes in ein freies und mächtiges Volk, die nicht widerstreitend entzogen, sondern von dem Wirthvolk als eine Bereicherung künftiger Entwicklungsmöglichkeiten begünstigt wird, ist kein unwürdiges Los. Und in Erinnerung an den würdige Gesetzebthalten einer morgenländischen Vorzeit heute an den sozialen Neugestaltungen des westlichen Freistaates kräftig mitwirken zu dürfen: mit diesem Schicksal könnte Israel wohl zufrieden sein.

## J. J. David.

Ein Jahr war es her, daß J. J. David starb: da wurde ihm von Freunden  
Hand das Denkmal gesetzt. Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien (bei  
R. Piper & Co. in München); Ernst Heilborn und Erich Schmidt haben sie ge-  
leitet und Erich Schmidt hat dem ersten Band eine von herzlichen Gefühlen ge-  
trogene Einleitung mit auf den Weg gegeben. Es wäre zu wünschen, daß diese  
Ausgabe wirklich in weite Kreise dringe und David den Vollklang des Ruhmes und  
des Ruhmes finde, der ihm in seinem harten, schweren Leben versagt blieb.

Wenn ich das traurige, schmerzenreiche Bild Häßlers sehe, daß dem ersten  
Band vorangehegt ist, die Totenmaße eines Lebenden, mit den weit geöffneten  
Augen, die in schreckhaftes Nichts zu starren scheinen, mit dem Mund, dessen  
Bäcklein in der Furcht des Schmerzes sich verliert, so denke ich mit Wehmuth an  
unsere Kindertage, wo wir in Gärten und auf Wiesen tollten, auf Bäume kletterten  
und lustigen Unfug trieben. Denn David war immer, auch als erster Mann, auch  
wenn er gerade mit allen bösen Gewalten zu ringen hatte, Einer, der Tollheit  
und Unfug liebte; und Das gab zuweilen einen gar seltsamen Klang. Denn nicht  
nur sein ganzes Wesen, nicht nur seine Kunst: auch sein Schicksal steuerte stets  
über stürmische Meere nach dunklen Inseln. Aber auf dem schwarzen Schiff saß  
mitunter ein Kobold und trieb Unfug in den Raum. Das bringt mich noch auf  
eine eigenhümliche Seite in Davids Wesen, die nicht außer Acht gelassen werden  
darf, wenn man ihn als Menschen und Dichter schilbern will. David besaß in  
höchstem Grade, was man die Wollust des Leibens heißt, den Willen zum Schmerz.  
Er zählte den eigenen Schmerz, er übertrieb sein eigenes Mißgeschick, er lebte  
sich, nicht immer mit Recht, in die Rolle des Märtyrers ein. Und als ob er an  
selbststerblichem Mißgeschick und vernichtendem Weh nicht genug zu tragen gehabt  
hätte, spann er Fäden innerer Beziehungen von eigenem Leid zu dem anderer  
Poeten. Was froh und heiter sich gab, schob er dann von sich und verweilte mit  
grimmigem Behagen bei den Leidensstationen dichtender Kollegen der Vergangen-  
heit. Ich erinnre mich, wie bitter er es mir bei der gemeinsamen Lecture von  
Meyers „Hochzeit des Mönches“ verargte, daß ich nicht genug erschüttert war,  
als Dante, sein Haupt verhüllend, am Herdfeuer des Can grande saß und sich  
unter der wechselnden Gunst seiner Gönner doch als Heimatlosen fühlte. Seit er  
durch Meyer von diesem heimlichen Danteschmerz erfahren, kam er nie anders in  
mein Zimmer als mit den getragenen Schritten und dem düsteren Mantelwurf des  
Verbannten. Es ging ihm schlecht im Leben, bei Gott, es ging ihm schlecht! Doch  
hätte ein Anderer mit anderem Temperament aus dem selben Schicksal Funken  
des Glückes herauszuschlagen vermocht; denn ihm war beschieden, was nur wenigen  
Auserwählten beschieden ist: er fand hingebende, aufopfernde Freunde, er fand  
Anerkennung bei den Besten, gerade bei den Männern, deren Zuspruch er wünschte  
und ersehnte. In der Neuen Freien Presse sagte Ludwig Speidel, als Davids erste  
Gedichte erschienen: „Als Dichter ist er einer der glücklichen Menschen, die sich bloß  
auf der Höhe des Talentes zu halten brauchen, um Bedeutendes zu leisten; viel-  
leicht auch auf dem Gebiet des Dramas, auf dem sich David mit entschiedener Be-  
gabung versucht hat. Also hochgeslogen und nach großen Zielen! Der Adler geht  
sein Das an und singt keine Mäden.“ Ich erinnre mich noch noch des Tages, da

David, das Blatt in der Hand, zu mit stürzte, außer sich vor Freude und Jubel. Und Speidel blieb ihm bis zu seinem Ende ein treuer Freund und Förderer. Wie stolz war David auf Erich Schmidts Lob! Aber seine skeptische Natur misstraut dem eigenen Glück. Er ließ es nicht gelten, wollte es nicht gelten lassen. Und doch hatte ihm eine gütige Fee noch ein wunderbares Geschenk in die Wiege gelegt: Selbstvertrauen. David glaubte an sich, glaubte an seine dichterische Sendung an die höchsten Ziele, an Triumph und Siege, die ihm Kraft seines Talentes beschieden sein mühten. So ging er hin, ein innerlich Überreicher, durch die Menge, ungebüldig, weil sie seinen Reichtum nicht mit offenen Augen sah, ungeberdig, weil er die Gieße nicht rascher erreichte, unwirsch, weil nicht überall Propheten seines Talentes auftraten. Er war seines Unglücks Schmied. Er hieb mit hartem Hammer selbst auf sein Leben los und schlug es wie sein Herz in blutende Stüde.

Der Hammer war stets sein Handwerkzeug. Er hämmerte seine Prosa, er trieb seine Verse wie aus hartem Metall, er behaute den Stein seiner Geschichten. Und oft war es edelster Marmelstein und oft war das Metall in seiner Hand glühendes Gold. Er war nicht verschwendendisch in seinen Gefühlen, nicht mittellos, nicht hingebend, nicht zärtlich. Wenn ihm doch ein gütlicher Ton entschlüpfte, dann folgte die Gelbfirniere auf dem Fuß. Er verschloß die Weichheit in sich. Und wie weich und empfänglich sein Gemüth sein konnte, wie tiefes Furchen das Gefühl ihm in Herz und Seele schnitt, hat er in seiner Lyrik bewiesen. Der erste Band der gesammelten Werke gibt eine vorsprüngliche Sammlung seiner Verse. Da singt in allen Tönen das Leitmotiv: „Wein ganges Leben scheint mir eine tiefdange Klage und ein Weh.“ Dieses Weh frönt bald entzagungsvoll, bald verzweifelt, bald in trohiger Empörung und bald von herbstlichen Schauern umwoben aus seiner gesmarterten Brust. David, dessen Schwerhörigkeit ihm das Leben verbitterte, war hellhörig für alles Klingen und Singen in der Natur und im Menschenherzen. Es glückte ihm, die Grenzen des lyrisch Ausprechbaren zu erweitern und eigenste Lauten, die mit keiner anderen Stimme zu verwechseln sind, sich zu schaffen. Seine Lyrik hat etwas vom Sturm der Frühlingsgewässer, die das Eis abwerfen und bestreit zu Thal stürzen. Wie in jedem Dichter wohnte auch in ihm die Sehnsucht nach Freiheit, nach innerer Freiheit vor Allem, nach innerer Ruhe, nach dem Frieden des Gemüthes. David liebte das Pathos. Seine Prosa war von schweren Astorben getragen und selbst Alltägliches und Gewöhnliches drückte er oft gar feierlich aus. Eine Weile drohte dieses Pathetische in ihm zur Manie zu erstarren; da mengte sich das Schicksal in seine Prosa. Um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen (denn von gebannten Gedichten Versen und schwerblütigen Novellen kann ein deutscher Poet mit Weib und Kind kaum leben), wurde David Journalist. Er, der sich nur in der Lust der Renaissance oder auf heimischer, mährischer Scholle wohl fühlte, der die Großstadt nur aus den spähenden Augen des Beobachters sah, der an dem Schicksal der kleinen Menschen liebevoll Anteil nimmt, mußte über Politik und Welt Handel schreiben, was ihn herzlich wenig füllmerte. Aber das journalistische Muß, die Eile des Handwerks machte seine Prosa flüssiger und geschmeidiger. Und in dem vernichtenden Gefühl, durch Lebensnoth zu einer ihm völlig unliebsamen Beschäftigung herabgewürdigt zu sein, flüchtete er sich aus der Härte des wirklichen Lebens und seinen tausend Beschränktheiten in seiner Seele tiefste Grinde, hing seinen Träumen und Visionen nach, entzündete die Fackel seiner heimlichen Wunder-

lichkeiten, thärmte wachsende Probleme auf und balancierte sie auf feinen Gedanken-  
zügen. In dieser zweiten Periode seines Lebens errang er als Roman schriftsteller  
seine wahrhafte Bedeutung. Die harte Schule des Tagesschreibers schenkte uns die  
vollen Garben seiner Gedichte, die reifen Früchte seiner Novellen, gab dem  
ganzen Menschen und Dichter seine innere Vollendung.

Sein inniges, ich möchte sagen: glühendes Sprachgefühl hat er dem Hand-  
werk nie gesperrt. Er hatte eine fast überirdische Freude daran, daß Sagengefüge  
funstvoll zu verschärfen, er empfand wie Wenige die verborgenen, fast mythischen  
Heile der Syntax. Und er schrieb einmal, was ist ihm so durchaus typisch: „Es ist etwas Gotthisches in einer schönen deutschen Periode. Verschnörkelung, die  
nothwendig ist, und allenthalben eine gleich vertheilte und nicht zu starke Helle.“  
Sein Stil war sein Schöpfergeheimniß. Er liebte als Dichter das Hellbunst, die  
langhinsfallenden Schatten des Abends, die Schauer der Dämmerung. Doch immer  
blieb er der Poet der sinkenden Sonne. Vor sich sah er die Nacht mit ihren großen,  
schweigenden Flügeln. Er war kein Sänger des Morgens, der dem Tag entgegen-  
strebt. Ohne es selbst eigentlich recht zu wissen, war er ein Pessimist. Alles Bittere,  
Hartle, Grausame verfolgte er bis zu den tragischen Wurzeln. Dafür fand er prächtig-  
voll dunkle Worte, Mangstimmungen, die sich zu nie vernommenen, feinen, jelt-  
samen Klagentönen und Sprachreizen gestalteten. Er wuchs mit seinem Leid und  
mit dem Leiden seiner Menschen. Der Frohsinn, der manchmal aus seiner Dichtung  
aufzusteht und einzelne Stellen der Romane überglüht, ist immer mit Schleiern verhängt.

Man kann nicht liebhafter und gerechter über David urtheilen als Erich  
Schmidt in seinen einleitenden Worten. Seine kleine Biographie ist ein Meister-  
werk der Silhouette; und auch durch dieses Vorwort, daß zugleich ja ein Nachruf  
ist, klingt dasdijische Dämmerstimmung. Es ist selbst in den Ton getaucht, den  
David so sehr liebte. Die Bühne, nach der er mit heissem Rüngn strebte, versagte  
ihm Erfolge; seine Verse, die mit zu dem Schönsten gehörten, was das literarische  
Österreich im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat, waren nur Wenigen bekannt,  
seine Romane und Novellen hatten nicht die Auflagenziffer, die von Werken viel  
minderer Art erreicht wurden. Dieser Mann des Volkes, der stolz war auf seine  
bäuerliche Abkunft, der immer den Proletarier liebte und in sich betonte, schrieb  
nur für Aristokraten des Geschmackes.

Es liegt mir fern, hier eine kritische Sichtung der Werke Davids und ihrer  
Bedeutung zu geben, nachzuprüfen und aufzuweisen, welchen dichterischen Zielen  
David zustrebte, von wo er kam, wohin er ging, ob die Konflikte, die er schufte  
und löste, seiner Zeit Bereicherung brachten, ob die Gestalten, die seiner Seele  
Tiefe gaben, im Licht bleibend wandeln können. Verusenere als ich werden mit  
dem Dichter J. J. David sich auseinandersetzen und ihm seinen Rang zuweisen.  
Ich wollte nur meinem lieben Vetter, dem Spielgefährten meiner Kindheit, meinem  
eisernen Lehrling, dem Freund und Berater meiner ganzen Jugend dieses be-  
scheidene Erinnerungsbatt auf das Grab legen und wünschen, daß zur Wahrheit  
werde, was David von sich selbst gesagt hat:

„So, kann ich mich dem Größten nicht vergleichen.  
An Mut und Wahrheit muß ich keinem weichen,  
Und also mein' ich, noch zu künftigen Tagen  
Wird Manches, daß ich still geschaffen, ragen.“

Erlaßene Vorhar.

## Scirocco.\*)

**S**ie ist sonnenlos und schwül. Richtige Wölfe; ihr Zug so tief, daß sie auf die Welt drücken und man meint, keinen freien und herzhaften Atemzug thun zu können; und so blönn sind sie, daß man das Blau des Himmels hinter ihnen ahnt, das sich uns weigert, und die schöne Sonne, die sie hüllen.

Es regnet nicht. Nur manchmal lösen sich einige Tropfen und Matschen hart und mit einem vernehmlichen Schläge an die Fensterscheiben. Der Wind hat ein wanberlich bedrohligendes Stöhnen. Er leucht wie ein Mäder, der gern rasen möchte und dem ein Dränger hinter ihm seine Ruhe und sein Weilen vergönnt. Manchmal muß er dennoch verschauzen. Dann stehen die Bäume, die eben noch so gewogt, wie in banger Erwartung des nächsten, stärkeren, unvermeidlichen Stoßes.

Das graue Mauerwerk der alten gehärrten und bewehrten Stadt am Meere ragt. Die Fluth, die sie umspült, hebt und senkt sich in einer heftigen, verworrenen und verwirrenden Bewegung. Klippen sind vor dem Strand; da schwülts, doch, immer steigend, nährt an ihnen, tastet sich am grauen Gestein aufwärts und stürzt sich endlich in jähem Ansturm darüber wie ein wilder Gießbach. Über das tiefe Blau des Meeres sind Silbersäden geworfen, als spanne sie eine Hand von den Räumen der Wellen, da sie im Fernen leuchten und herübergräßen.

Es ist traurige Zeit. Man lebet darunter doppelt, weil man der Sonne entgegengefahren war und sich um eine begründete Erwartung bezogen fühlt, will sie hier nicht scheinen. Man hat blaue Scherzen gesammelt, die ja überall um die Wölle der alten Festung blühen, und sie läßt aufs Zimmer getragen. Das füllen sie nun mit ihrem schier allzu starken Duft; mit ihren blauen und hellen Flammen, die an rechten Frühlingshimmel erinnern, wie er sich entschleiert, wenn die Wölfe reißen. Über sie machen an solchen Tagen nicht fröhlich. Denn man pflanzt sie so gern auf Gräber, vielleicht aus dem Gefühl, so etwas bringe Leb und Licht in die ewige Nacht.

Es ist, als lösen sich Schatten von den Wölken und halbten mit behenden Fäßen durch den verlöierten Tag; und hätten ein weinend Stimmchen von der Stimme des Sturmes und man müsse sehr achten, damit man seines ihrer gesaunten und über die ganze, nadte und erschauernde Seele hingehauchten Worte überhöre. Sie singen plagend vom Gewesenen, daß der Wind verweht hat und dessen man doch nimmer, ach, nie und nimmer vergessen kann. Ein altes Lied! Aber nichts auf Erden singt eine neue Weise. Und Der, für den sie angehoben wird, kann sich ihr nicht entziehen, und sei sie ihm noch so oft ins Herz gegeigt oder verhalten geflüchtigt worden.

Da waren einmal (Das ist nun lange, so lange ist Das her) zwei Menschen gewesen. Beide trugen ein stolzes Haupt und einen stolzen Sinn und sie meinten, es könne nichts kommen noch erforschen werden, daß etwas über sie vermöchte. Denn schon waren die Bezeichnungen durchschritten.

Sie hatten einander zusätzlig gefunden, auf der Flucht vor dem Alltag den beide hielten und der sie dennoch stärker in Anspruch nahm, als solchen Naturen geziest. Denn sie mußten erwerben und hatten jedes einen Anhang von allerlei Leuten denen sie verpflichtet waren. Erst hatten sie einander mit gleichgültigen

\*) Eine Probe aus den Gesammelten Werken Davids, die bei Piper erscheinen.

Augen gesehen. Dann kam ein Gruß, wenn man einander begegnete, aus Höflichkeit geboten und flüchtig genug erwidert. Dann sah man einander für einen Augenblick nach und freute sich unbewußt, wie tüchtig das Andere einherging und mit gleichen und ebenmäßigen Schritten der Höhe zustieg. Es kam eine kurze gemeinsame Ruft, ganz ungewölt, auf irgendeiner Bank im Grünen. Zu Worten hatte keiner Lust. Dann es ging dem Frühling zu und die Birken standen in ihrem ersten, jungen Grün, das so unsaglich leise auf die blonde Rinde niederwollte wie der Schleier einer Braut auf ihr weiß und seidig Gewand.

Und der Frühlingsabend ging und alle die Nestchen und die Zweige hoben sich über sie rückten, als würden sie ein sehr holdes Geheimniß und bestätigten es einander ernsthaft und aus unerschütterlichem Vertrauen. Und ein Buchstabe, dessen Kleid sich schon tiefer und leuchtender zu färben begann, probierte ganz für sich erst ein Gesägchen, dann eine Strophe, ob er seine Kunst und seine Weise während der endlosen Winterzeit nicht verlernt habe. Oder eine Amsel schwang sich in die Wipfel, ließ die schwärze Brust von der Sonne beschneien und pfiff ihre Note.

Dies Alles jogen sie in sich und genossen es tief, wie zwei, die hernach werden könnten müssen und zehren von den durchsonnnten Tagen, die ihnen das Schicksal inmitten der Heißjagd und des Erwerbes vergönnt. Immer besser lernten sie sehen; und so gab's immer Neues; und wenn es nur ein Saum einer Wolle war, die dem Niedergang zusteuerte und in ruhiger, weiß- und orangegummiertem Lope aufglomm; oder an gehüllten Stellen, wo das Gras höher aufwuchs, der Steigen, den der Wind auf den Spänen der Halme drehte.

Es kamen Regen, so kurz, daß sie keine Verbindlichkeit werden ließen und nur jeden Schuh und jedes Blühen segnend feuchteten. Einen schweren Tag hatten sie durch all die Wochen nicht. Es fiel ihnen nicht einmal auf, daß sie nun immer gemeinsam gingen oder daß sie einander doch, waren sie einmal, Gedächtnis für sich, vom Hause fort, irgendwo im Grünen fanden, um beisammen zu bleiben, bis sie sich wieder heimwärts wandten. Das hatte sich so gemacht und war hübsch so. Sie machten sich keine Gedanken darüber. Kamen wieder einmal Briefe von Hause, dann wurden sie, wie aus einer Abrede, flüchtig und mit Unlust durchsogen und sorgsam beseitigt. Die mahnten an Dinge, die man gern vergessen hatte.

Noch waren die Abende lang. Da saß man denn beisammen, bis es Schlaferzeit war, und sprach furchtbar ernsthaft und vernünftig, wie eben zwei Menschen, in deren Leben die Illusion und die Lüge gar keinen Raum mehr haben, die mit blonden Haaren zu jener Einsicht gelangt waren, dahin andere einen viel weiteren Weg brauchen. Und insgeheim war in ihnen dennoch ein unbeschreibliches Reimen, das sie wohl vermerkten und von dem sich Rechenschaft zu geben sie sich wohl hätten. Und wieder einmal betraf sich Gedächtnis darauf, daß es sich die eigenen Worte zergliederte und auf ihren leichten Sinn hin untersuchte und über die eigene Weisheit lachen und lächeln mußte, wie so gar ernsthaft man geworden war oder sich mindestens benahm und gab.

Manchmal sang sie und er saß am jämmerlich verstimmt Klavier und begleitete sie, so gut es eben ging. Zwei Kerzen brannten und gaben ein recht trümmeliches Licht; er beugte den Kopf auf die Tasten, so tief er nur konnte, damit er im Schatten bleibe, den er liebte. Alle Helle vereinigte sich um sie; sie sang sich in ihren blonden Haaren und legte sich ihr schmeichelnd um die schmalen Wangen, die sich nun schon mit einer gesäuernden Röthe zu färben begannen. Das wedte

ihm immer ein sonderbares Verlangen. Sie hatte wenig Stimme und wenig Schule, nur den lebendigen Sinn für Rhythmus und einen Ausdruck der innigsten Sehnsucht, den er noch nie so zwingend- und wedrend vernommen. Am Liebsten aber lori er sie auf Waldbläumen. Da zwitscherte sie heimlich vor sich hin, wie eine Schwalbe etwa, die sich selbst was vorsingt, und man durfte sie alsdann nicht hören; sonst war sie verschreckt, als hätte man etwas an ihr geschenkt, daß sie verborgen haben wollte.

Sie dachten nicht der kommenden Tage, nicht einmal, als sie schon immer andrängender und räher an ihre Einsamkeit pochten. Sie wußten wohl, ohne zu einander aber auch nur insgeheim ein Wort darüber zu verlieren, daß Mößliches, Unwiderrückliches aus ihrem Leben scheiden müsse, wenn sich Jebes wieder seiner Strafe zuwende. Sie waren Pflichtenmenschen, die immer getragen hatten, bis ihnen der Glaube verloren gegangen war, sie könnten mit einem entschiedenen Ruck all ihre Last hinter sich werfen und aufrecht einkerschreiten, deren bester Stolz eben die Erfüllung aller Dessen war, das man ihnen aufgebüdet. Und sie waren Fatalisten. Und so kam ihnen niemals der Gedanke, sie könnten sich an einander binden.

Und der letzte Abend brach für sie an. Sie waren schweigsam. Und wenn sie mit einander sprechen mußten, so vermied Eins des Anderen Auge. Und sie stützten den Kopf in die Hände und ihr Blut war ganz in den Schläfen und hämmerte darin. Und sie blieben wach, so lange wie möglich, nur damit sie einander atmen hören könnten. Die Kerzen brannten immer niedriger; und ihr gings durch den Kopf, was wohl geschehen würde, wenn er sie mit plötzlichem Entschluß ausbließe. Richtig Vergleichen begab sich. Sie boten einander frostige Hände. Jebes sein Endchen Kerze in der Linken, daß sie noch einmal mit seinem armen Leuchten umgoldete. Sie aber wußte nicht, wie lange und wie ratslos er in seiner Stube auf und nieder ging, in einem Kampf mit sich, der ihn auf die Knie warf und den doch kein Ton verrathen durfte; noch ahnte er, wie wach sie auf ihrem Bett lag, gerartet von ihrem ungestümten und flopsenden Herzen, bis sie sich mit einem Ruck erhob und die Thür sperrte, um mit siebernden Augen in die Nacht zu starren. Draußen aber hatte sich der Südwind erhoben; er stieß mit Macht an die Fenster, daß sie schrillten, als suchte er den Zugang zu ihr.

Am anderen Morgen schieden sie. Die selbe Post brachte sie bis zur Bahn. Ein kurzer Gruß. Erst fuhr sie; er mußte warten und dachte Gedanken, von denen er sich keine Rechenschaft gab, so verschwommen waren sie. Beide haben ihren Weg gemacht und ihre Ketten getragen, bis sie von selbst fielen und sie fremd- und verwundert einer Freiheit gegenüberstanden, mit der sie nichts mehr zu beginnen wußten. Die mit ihnen zu thun befamen, sanften sie hart und unbillig und ganz auf den eigenen Vortheil bedacht. Und sie glaubten endlich, sie seien immer so gewesen und es sei ein närrischer Traum, den sie einmal im Vorstellungskreis geträumt, der ja auch in den besonnensten Menschen manchmal unsinnige und vom Standpunkt der Vernunft durchaus zu mißbilligende Vorstellung gen weckt.

Nur den Scirocco möchten sie nicht; möchten es nicht, wenn es sonnenlos und schwül war; wenn sich das Meer hob und senkte, an dem sie nun jeden Frühling ihre Erholung suchten. Dann huschten ihnen Schatten durch den Tag und gewannen Stimmchen von dem Söhnen des Windes, der immer flagt und niemals ruft kann. Was er aber beweine und suchte? Wer mag es wissen? Vielleicht, daß viele, Mößliche, daß man ewig geglaubt und daß er dennoch vertrage.

## Hoffmanns Werk.

G. T. A. Hoffmanns Ausgewählte Werke. Acht Bände. Verlag Hesse in Leipzig.

Aus dem Vorwort:

Von einer Entwicklung Hoffmanns als Autor lässt sich kaum sprechen. „Ritter Glud“ (1809), von den unbekannten Jugendarbeiten und von dem unbedeutenden „Schreiben eines Klostergeistlichen“ abgesehen, das erste literarische Produkt des Dreißigjährigen Krieges, ist eine meisterliche Leistung; den „Goldenen Topf“ (1814) als schöngeistiges Ganze hat er nicht mehr übertroffen, wenn auch Partien des „Kreislers“ (1819) an Verliebung des Menschlichen das idyllische „Märchen“ hinter sich lassen, wie sie ja auch in der ganzen deutschen Literatur nicht ihresgleichen haben. Man könnte vielleicht darauf hinweisen, daß die allerleyen, bereits in der Todesfrankheit geschriebenen und von dem Gelähmten unter Schmerzen dictirten Stücke, der unumstößliche „Meister Wach“, der mit Calots Lebensfreudigkeit und Diderots Lebendigkeit entworfene Dialog „Der Heiterer Schenker“ und das großangelegte Fragment „Der Feind“, eine an dem Beweglichen ungewöhnliche Vernüfung atthmen, und daraus schließen, daß der Dichter nach dem vorläufigen Abschluß des „Kater Murr“ und der fragmentarischen Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler den gerüsrenden Geist gebannt und sich einer heiter gelassenen Betrachtung des Lebens, wie sie sich in jenen grundklaren Werken spiegelt, bähngegeben habe, der nur der grausame Tod ein verfehltes Ende bereitet hätte; doch dieser Schluß wäre sehr voreilig. Erstens finden sich in allen Werken Hoffmanns, auch in den phantastisch ausköhlendsten, wie im „Sandmann“, den „Elgieren“, auch in den als toll und aberwitzig getadelten, wie der moussirenden „Brambilla“, dem oft wie in Räseten gerüttelnden „Meister Glub“, solche ruhig-helle Partien, ja, der größte Theil der in den „Serapionbrüdern“ gesammelten Erzählungen ist geradezu der Typus der „klassischen“ deutschen moderato con moto-Novelle, wie sie nach romanischem Muster zumal Tiefe und der glänzend begabte, nur allzu leichtflüchtige Hauff ausgebildet und weitergeführt haben (der in sich selbst schwelgende Armin und der metallisch kalt gehämmerte Kleist stehen außerhalb der Reihe); dann aber ist von den barocken Gebilden, der prachtvoll übermuthigen „Königbraut“, dem an leuchtender Farbigkeit und sicherer Zeichnung gleich hinterm „Goldenen Topf“ herstrettenden „Sache“, der halbtheatralisch kühn jonglirenden „Brambilla“, zu jenen zum Theil wahrhaft altägyptisch beschaulichen Erzählungen keineswegs ein „Fortschritt“, wie ihn pädagogische Literaturhistoriker mit knappelabalem Rothstift merkend zu konstatiren lieben, sondern es ist eben ein in tausend Facetten funkelnder Dichter, der sich je nach der Gnade der Eingabe, je nach dem Einfall des Dichters so oder anders darstellt. Die Werke sind nichts als Gleichnisse seiner menschlichen Erscheinung in ihren verschiedenen natürlichen Zuständen.

Die naiv unmittelbaren „Kreisleriana“, der etwas zu lang gerathene „Verzanga“, der unerschöpfliche „Kater Murr“ hängen zusammen. Es ist kein dichtes Gewebe, aber die Säulen zerreißen doch nie die Einheit. Aus den „Kreisleriana“, die zunächst allerpersönlichstes bamberger Detail bringen, wäre etwa „Der vollkommenen Maschinist“ auszuschließen als ein im Ganzen äußerlichst, wenn auch keineswegs veraltetes Scherzflöß; auch die „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann“, nimmt sie zwar schon den Philister Murr vorweg, ist nicht so sehr Kreislerianum,

Motiv als harmlose Verzierung. Triller. Doch nähern sich die in einem flödernden Kreis aus dem Handgelenk gewirbelten „Abenteuer der Silvester-Nacht“, wie sie den schaurigen Ton der „Nachtstücke“ anschlagen, dem „Streißler“-Problem, führen in der persönlichen Einskleidung („Die Geliebte“) sogar Kreidler-Hoffmann selbst intim wie sonst nur im Berganza aus der leicht an Chamisso angelehnten Fabel ins Leben. Im düster-majestätischen „Don Juan“ (auch der „Don Juan“ ist eigentlich schon ein „Nachtstück“), noch mehr im großartig-einfachen „Ritter Gluck“ bleibt der Ich-Erzähler, der vielgeliebte „reisende Enthusiasmus“, disstreiter, unpersönlicher, er ist mehr (treulich brillant verwendeter) technisches Mittel als in den Verlauf verwobene Gestalt. „Klein Hoches“ und „Meister Floh“ sind nur äußerlich, als grodhore Stücke, von den „Serapionbrüdern“ geschieden geblieben. Diese beiden wunderbaren Märchen, das Juwel der „Phantasiestücke“, „Der goldne Topf“, die „Prinzessin Brambilla“ und aus den „Serapionbrüdern“ „Ruhlnader und Mausekönig“, „Das fremde Kind“ und „Die Königobraut“ bilden die zweite große Gruppe. Wo ist der infernalische Laufendkünstler von Maler, der die Galerie dieser wunderbaren Gestalten nachzugeben sich unterfinge? Die dritte sind die eigentlichen Novellen, darunter die bekanntesten und besten, immer wieder mit Achtung gebucht, „Doge und Dogaresse“, „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen“, „Das Fräulein von Scuberti“, „Signor Formica“, „Die Hermate“. „Rath Krebsel“ hat das freibleische, das geistreich grundlegende, Wagner vorahnende Gespräch „Der Dichter und der Komponist“; führt die dithyrambischen ästhetischen Bekennisse der „Kreidleriana“ (Beethovens Instrumentalmusik\*) weiter. Die entzückende „Brautwahl“ aber, die schönste Weihgabe eines Al- und Öffpreußen an die indirekte Hauptstadt, würde sich trefflich zu den „Abenteuern der Silvester-Nacht“ fügen. Schwächer als fast alle Serapionstücke ist der gerisselnde „Magnetiseur“ in den „Phantasiestücken“; zu den glänzendsten Werken des Virtuosen Hoffmann aber zählt das „Majorat“ (das auch charmanter persönliche Erinnerungen an Tora Hatt, an den Grohnsel, an die Ostsee enthält). Die wie in Fieberhitze und Fieberfülle hin und her geworfenen, magnetisch losenden, verrucht späigen „Eligiere des Teufels“ kennt wohl jeder, dem Hoffmann mehr als ein Name ist (Georg Ellinger hat sie jüngst kritisch ediert). Einzelne Theile der „Eligiere“, so der ruhig breitfließende erste Abschnitt, gehören zu den Meisterschöpfungen Hoffmanns, zu den Meisterschöpfungen deutscher Prosa überhaupt. Wenn eine dem Genuss steigernde Einführung in Hoffmanns Wesen zu entwerfen wäre, so verblieben die „Phantasiestücke“ (ohne „Berganza“ und ohne den „Magnetiseur“) am verheissensten Anfang. Dann folgten die durch ihr fragmentarisches Gehaben aufregenden „Lebensansichten des Katers Murr“, die erst den langanhmigen „Berganza“ genießbar machen, weil sie Interesse am Persönlichsten geweckt und, wenn nicht bestiegt, doch so gleich gesteigert haben. Es schlossen sich die Kabinettstücke „Klein Hoches“ und „Meister Floh“ an; die Erzählungen der „Serapionbrüder“ gewähren keine neuen Aufschlüsse, sie zeigen einen vollkommenen epischen Künstler auf der Höhe der Meisterschaft (die beglückten Franzosen haben uns ihn erst wieder zeigen müssen). Nun ein paar halblaute Signale und (unwürdige) Weiser.

Was ist das „Kreidlerische“ in Hoffmanns Werk? Es ist das Persönlichste dargebracht unter allerlei Mystifikationen und Begierpossen, Seiten sprüngen und Entrechtsatz eines schamhaften Besenners. Jeder Dichter (von den schrägen Literaten

abgesehen, die den ehrlichen Namen sich anmaßen und ohne innerlichen Veruf als behende Erroffer umslattern der Gewandsehnen unberathen-unbesonnenen Leute durch ihr lautes, aber leeres Gehaben den Geschmack am Schönen, Geworden-Gewachsenen zu eigenem vergänglichem Vortheil verderben), jeder wahrhaftige Dichter schafft im Geiste immer aus Innerlichstem, Eigenstem: er zieht die ganze Welt gleichsam in sich, um sie als Geschaffenes (Poësie) wieder aus sich heraus zu stellen. Sein souveränes Ich ist der Gestalter, Umgestalter. Weniger aber als bei irgendeinem anderen Schaffenden ist das Erlebniß vom Werk zu trennen bei dem merkwürdigen Menschen, auf dessen Grabstein die schlicht bedeutungsvollen Worte stehen: „ausgezeichnet im Amt, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler“. Seine größte Dichtung wurdet in seinem menschlichsten Wesen. Freilich hat auch er Manches geschaffen, daß nicht das Geringste zu thun hat mit seinem persönlichen Schicksalen, hat, momentlich in den letzten Jahren, als ein eben so fruchtbarer wie beliebter Autor eine große Anzahl von Geschichten geschrieben, die kaum die Begierde rege machen könnten, von ihrem Schöpfer mehr als knappe biographische Daten zu erfahren. Aber diese Produkte, obgleich mehrere davon wahren künstlerischen Werth besitzen, besonders die Technik der Novelle zu besonnener Höhe geldautert zeigen, sind durchaus nicht Das, was sich mit jenem vom Schimmer des Geheimnisses umwohnen Namen verknüpft. Die Werke, die zur Charakteristik Hoffmanns meist, ja, ausschließlich in Betracht kommen, sind immer wieder unternommene Versuche, daß eigene Erleben künstlerisch zu handbigen, Ansätze zu einer großzügigen Deutung des menschlichen Geschehens, wie sie nur einer begnadeten, ahnungsvoll-hellscherischen Seele und auch ihr nur in seltenen, ja fast viliindren Augenblicken gelingt. Indem die Künstler ihr höchst persönliches Erleben, zur Form ringend, gehalten, rüthet sie zugleich an die tiefsten menschlichen Räthsel. Und dieses bald glodenhelle, bald glodenbumpfe Dönen ist es, das wir immer wieder schauernd vernahmen wollen. Dichten heißt nicht nur, „Gerichtstag halten über sich selbst“ (Isben), dichten heißt auch, daß Dasein überwinden durch die Form. Das, was den Dichter auszeichnet, ist eine gesteigerte Aussaßung des Lebens. Der Dichter sieht alle Schicksale im Spiegel des eigenen seltsam erhöht und magisch vertieft und er erhebt das Individuelle zum Allgemeinen, indem er es durch die Form herausstreift aus dem unendlichen grauen Gewebe der Zeit. Aber in jedes Künstlers Schaffen giebt es Werke der Weise und Werke, die bloß die Technik hervorgebracht hat. Der Künstler (und an Hoffmann mag man diesen Begriff bis zum Dämonischen sich beleben sehen) ist potenzirter Mensch und daneben Gestalter. Das heißt Arbeiter, der begnadete Empfänger von begwingenden Visionen der Welt und ihr gleichsam belesener Verkünder, gleichzeitig aber und immer mehr und mehr im Verlauf der zur Meisterschaft aufstrebenden technischen Betätigung Handwerker im höheren Dienst seiner Mission. Dies ist das Zwiespältige in jedem Schöpfer; nur ein spezifischer Ausdruck übrigens des allgemeinen Zwiespaltes der zwischen Gott und Thier mitten hineingestellten Menschenatur. Wer den Zwiespalt nicht immer wieder zum Auford aufzulösen weiß, ist weder ein ganzer Mensch noch ein ganzer Künstler. Wie die Prinzessin Hedwiga zum Kapellmeister Kreißler sagt: „Nur in dem Zwiespalt der verchiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf.“ Denn wer ihn nie zu bestimmen gehabt hat, der Ungestörte, der Philister, hat vom künstlerischen keinen Hauch verspürt.

Dieses ewige Problem wird Hoffmann nicht müde zu bewegen; und in seinem „Kreisler“ hat er aus intimsten Elementen die Gestalt geschaffen, die es unerschöpflich, weil ganz menschlich, verkörpert. Kreisler ist der stets mit sich selbst streitende höhere Mensch. Hedwiga ahnt ihn und begreift ihn rasch aus sich selbst heraus; Julia, die Reine, Wilde, Selige, erkennt ihn nicht anders denn im Traum und im höchsten Traum des Weibes, der Liebe. Denn dem echten Weib ist in der reinen Liebe dem unfehlbare dumpfe Instinkt für das Höchste gegeben. Dem Künstler verfällt die irdische Liebe, die er als Mann dem Weib entgegenbringt, die „Liebe des Künstlers“, „das reine Himmelssauer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verberblichen Flammen zu vernichten“. Kreisler zwischen Hedwiga und Julia: Das ist das zum Symbolischen erhöhte Schicksal des „guten Musikanter“. Das „feindliche Prinzip“ aber lässt es nicht zu, daß es im Erleben des Künstlers zu der Ruhe komme, die sein inneres Ohr aus allen Dissonanzen befriedigend im Allora vernimmt. Das hätte der dritte (ungeförderte) Theil der großangelegten Kreislerbiographie zeigen sollen. In den „Abenteuern der Silvesternacht“ hat Hoffmann eine Art Vorstudie geschaffen. Und im „Ariushof“ lebt das Themo, geläutert von allen Schlägen des Persönlichen, aber allzu sehr ins Mittelalterlich-Schablonenhafte und zauberhaft Tiefliche übertrifft wieder.

Eine geniale Synthese des Themas, echt hoffmannisch paraphrasirt, hat dem Kenner dieses seltsamsten deutschen Dichters Jacques Offenbach in seiner Oper „Hoffmanns Erzählungen“ dargebracht. Nicht so sehr im Text, der ein geschicktes Mosaik aus Hoffmanns Gestalten und Elementen bietet und den nur ein erfahrener Liebhaber Ernst Theodor Amadeus in seinem beständigen Illusionen an das Werk des Dichters völlig zu genießen in der Lage ist, sondern in der geisterhaften, melancholischen, alle Mächte der Unterwelt beschwörenden, die Tiefen der Seele aufwühlenden und immer wieder in der unendlichen Sehnsucht, die ein Höheres ahnt, versöhnenden Musik. Und diese Musik ist wahhaftig etwas von Hoffmanns Seele, der untrüglich nach dem Geisterreich verlangenden, vor dem tildlich im Hintergrunde des Daseins lauernden Wahnsinn bangenden, das fragenhaft Alltägliche mit dem Spott des Vereinsamten bekämpfenden Seele des vollkommenen, man möchte sagen: untreibaren Künstlers.immer wieder ist es die Eine, das „Engelsbild, das, ein süßes, unerforschtes Geheimniß, schweigend ruhte in seiner Brust, sie, die Herrliche, die zum Leben gestaltete Ahnung, aus der Seele des Künstlers hervorleuchtet als Gesang, Bild, Gedicht!“ Er sucht sie im Leben; aber der „Dämon“, das „feindliche Prinzip“ tritt ihm stets in den Weg. Nur ihm selbst erhebt er sich und stellt sich ihm unbesiegbar entgegen, der ewige Widersacher, der Vernichter.

In den „Kreisleriana“ ist Künstlers Erdenwallen mit unübertrifftlichem Humor geschildert; dazwischen strahlen die reinsten, leuchtendsten Hymnen an die alleinsherrnachende Kunst. Der „Roter Murr“ malt mit dem verweilenden Pinsel des Genremalers in behaglicher Satire den bürgerlichen Quietismus. In genialer Bewirrung sind unter diese Dokumente des selbstgefälligen Philisterthumes die wunderbaren Kreislerfragmente verstreut. Der „Goldene Topf“ heißt, wie später, um eine Oktave höher und im Tempo beschleunigt, der von scharfem Beithohn durchsetzte „Meister Floh“, die beiden im „Roter Murr“ durch den ironischen Trick der abwechselnden „Murr“- und „Kreisler“-Stücke getrennten Welten des Philisteriums und der Phantasie, Ahnung und Gegenwart auf eine Ebene, von der sich nur

manchmal die anonymen Vertreter der leichteren Sphären ein Wenig erheben. Der Student Anselmus (er sollte berühmt sein wie Werther, wie Wilhelm Meister; seine Seele ist in höherem Grade Ebenbild der Gottheit als die des rationalistisch sich aus luxuriem Rauch erfüllternden Wilhelm, dieses armfältigsten aller „Helden“), Anselmus, dem wir im „Bachet“ unter anderem Namen wieder begegnen, ist eine besänftigte, vor Allem von jeglicher Anlage zur Ironie freie Ausgabe des Kreisler, sein Ideal vielleicht. Anselmus ist der weltfremde, Kreisler der argwöhnische mehrhafte Künstler. Anselmus ist Kreisler-Hoffmann als Jüngling, da er noch mit Hippel von dem süßen Glück der Freundschaft schwärmt und eine aus der Ferne angebetete „Imamotata“ im schein knospenden Herzen trug, Kreisler-Hoffmann vor den Enttäuschungen, die ihm ein bald hochbrandendes Leben zugebracht hatte. Immer wieder taucht aus Kreislers purpurnen Dunkelheiten die felige Anselmus-Sehnsucht nach Serpentina, dem goldenen Schlänglein, hervor: „Mit Euch will ich ziehen, Ihr Allorbe! Von Euch getragen, soll sich aller trocklose Schmerz emporrichten zu mir und sich selbst vernichten in meiner eigenen Brust und Eure Stimmen sollen wie himmlische Friedensboten verklungen, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnsucht der ewigen Liebe.“ Aber immer wieder „regen sich die finsternen Geister, die so oft Macht hatten über ihn, und greifen schonungslos mit schorfigen Krallen in seine wunde Brust.“ Dann spottet wohl der wundersame Dichter selbst: „Die Freunde behaupteten: die Natur habe bei seiner Organisation ein neues Rezept versucht und der Versuch sei mißlungen, indem seinem übertriebenen Gemüthe, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie zu wenig Phlegma beigebracht und so das Gleichgewicht zerstört worden, daß dem Künstler durchaus nötig sei, um mit der Welt zu leben und ihr Werk zu dichten.“ Aber der Ueberreiche hat auch der Welt gegeben, was sie braucht, und ihr in den „Sensationbrüdern“ die Werke hinterlassen, an denen sie ihn auf ihre Weise erkannt hat, der mehr war als diese „Gaben der Milde“.

Wenn die Musik die „Sprache des unbekannten romantischen Geisterreiches“, die „in Tönen ausgesprochene Sanskrita der Natur“ ist, dann ist Hoffmanns Dichtung ein ganz einzigartiges Ereignis. Die ohne sonderlich zwingende Wortfülle sich sozusagen aus sich selbst erzeugende Prosa wirkt als eine Parallelscheinung zur reinen Musik. Diese aus dem Geiste der Musik geborene und in ihren Mitteln wie die einzige erhabene Lyrik durchaus musikalische Dichtung enthält, hört man sie richtig, eine ewige Melodie: die „Ähnung des Liebesinnlichen“. Und so wären dem Magier, der eine Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte“ gefunden hat („es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnißvolle Weise durch den Lichtstrahl erzeugt würden und dann sich zu einem wundervollen Konzerte vereinigen müßten“) unbewußt daß Höchste als Gnaden geschenk zu Theil geworden: seine Kunst hat für ein paar Musikanter die Sprache der ewigen Ähnung selbst. Wie in Hoffmanns herrlichem Märchen Feliz und Christlieb das „fremde Kind“, er als einen Knaben, sie als ein Mädchen erscheinen und wie ihnen der Abgehändigte des Geisterreiches die ganze Natur belebt, daß sie die Sprache der Bäume und der Blüthe, des Baches und der Vögel verstehen, die Anderen nur ein Rauschen, Rauschen, Bläschern und Zwitschern ist, so vernimmt der filigranische Mensch aus den von einem großen Dichter verwendeten Zeichen der gemeinen Worte den großen Einflang der Welt, ein Echo des unhörbaren Sphären gesanges.

## Ein Reichsbankenamt.

Neben haben zwei Bankfirmen in der Provinz das Zeitliche gesegnet; und mit wachsendem Misstrauen blickt man auf die Depositenklassen der Großbanken. Das ist das Lotte bei der Geschichte: der schwache Bankier brauchen heißt ins Gras und die Berliner Banken sollen unter Kontrolle gestellt werden. Jedemal, wenn ein kleines Bankhaus fällt, tauchen die Vorschläge „zur gezielten Regelung des Depositenwesens“ wieder auf. Als ob man schon so angenehme Erfahrungen mit der staatlichen Aufsicht über wirtschaftliche Institutionen gemacht hätte! Im Jahr 1896 wurde zum ersten Mal angeregt, neben dem Depotgesetz auch eine lex zum Schutz der Depositenklubiger zu schaffen. Die Regierung hat damals, aus Gründen der Bequemlichkeit, den Vorschlag zu den Akten gelegt und sich, vernünftiger Weise, begnügt, ein unverbindliches Versprechen zu geben. Dann kam der Plan zu einer Reichsdepositenbank, der sich schließlich zu einem von der katholisch-agrarischen Partei des Reichstages gestellten Antrag veränderte, der Reichsbank die Möglichkeit der Annahme vergünstigter Depositen Gelder zu gewähren. Mit diesem bis auf den heutigen Tag unerfüllt gebliebenen Wunsch habe ich mich vor zwei Jahren hier beschäftigt. Ein Reichsmonopol fürs Depositen geschäft: dahin ginge, früh oder spät, dann die Reise. Könnten die Aktienbanken mit einem von Reiches wegen arbeitenden Unternehmen konkurrieren? Die Zauberwirkung, die unsere Reichsherrlichkeit auf breite Schichten übt, würde der Reichskasse gute Riesen tragen, die aber, indirekt, von dem gesamten Kontingent der privaten Bankhäuser aufgebracht werden müssten. Die könnten zusehen, wie sie ihre Dividende herausbekämen. Mit „soliden“ Geschäftslinien jedoch nicht. Nehmliche (wenn auch nicht ganz so schlimme) Wirkungen würde die Erweiterung des Reichsbanks zum normalen Depositeninstitut haben. Dazu lämen Bedenken, die sich auf das Centralnoteninstitut selbst beziehen. Die Unvereinbarkeit einer gesunden Diskontpolitik mit dem Zwang, Geschäfte zu machen, um die Depositenzinsen aufzubringen. Die letzte Etappe auf dem Marsch zum Schutz der Depositen hat die Bankenqueteskommission gezeigt. Da wurde die Frage gestellt: „Empfiehlt es sich, Maßregeln zur Sicherung der Depositen Gelder zu treffen?“; und dieser Punkt der Tagesordnung ist noch nicht erledigt. Die Kommission hat ihre Arbeiten unterbrochen und wird sie vor dem Herbst kaum wieder ernstlich aufzunehmen. Sogar an ein „Reichsaufsichtamt für das Bankwesen“ wird, wie es heißt, gedacht. Das ist der neuste Reformvorschlag. Vielleicht sehen wir noch einen Staatssekretär des Reichsbankenamtes im Reichstag Propaganda für Emissionen machen; denn die Bankenrepublik verdient schließlich, von einem eigenen Staatssekretär geleitet und kontrolliert zu werden. Oder man macht das Aufsichtsamt zu einem Ressort des Reichskoloniamtes. Da brauchte man sich nach einer sachverständigen Führung gar nicht erst umzusehen. Der neue Plan ist freilich nicht besser als die älteren. Zunächst ist jede Reglementierung vom Nebel. Sie gehört zum eisernen Bestande der Prostitution. Dort dient sie dazu, den Volkskörper vor anstehenden Krankheiten zu bewahren. Nun fragt sich, ob die Banken im Allgemeinen auf ein so tiefer Niveau gerathen sind, daß man wütig hat, sie unter Kontrolle zu stellen. Sie zu zwingen, sich in bestimmten kurzen Zwischenräumen einer

ärzlichen Untersuchung zu fügen. Denn die für das Aufsichtsamt Schwärzenden wollen, daß die Finanzinstitute regelmäßig eingehende Aufstellungen des jeweiligen Vermögensstandes vorlegen, die den Beobachtern ermöglichen, den Status fallenlos vor sich zu sehen. „Unfristige Bilanzen“: als ob so etwas je dagewesen wäre. Die Banken haben geglaubt, mit der Konzeßion der Zweimonatbilanzen der Erörterung die Spitze abbrechen zu können. Aber der schöne Trieb, Gutes zu thun, hat wenig genügt: das Aufsichtsamt soll trotz Allem Ereigniß werden.

Ich glaube, daß man die Kompliziertheit eines modernen Bankbetriebes unterschätzt, wenn man sich einbilligt, durch öffentliche Kontrollorgane den Sicherheitskoeffizienten erhöhen zu können. Abgesehen davon, daß dem Staat jegliche Aufsichtslegitimation fehlt, sich in Angelegenheiten der Privatwirtschaft einzumischen, besitzen seine Mandatare nicht die Sachkenntniß, die von den Beratern gewiechter Geschäftsfleute zu fordern wäre. Wie ist denn mit den Staatskommissaren und Bankinspektoren bei den Hypothekenbanken? Ist jemand so naiv, sich einzubilden, daß die Anwesenheit dieser Kontrolleure die Ausnutzung falscher Grundstücksangebote und die Überbelebung gewisser Objekte unmöglich macht? Man hat ja laut betont, die Verhältnisse bei der Bayerischen Börsencreditanstalt in Würzburg seien durchaus nicht abnorm gewesen. Darlehen von der Art der dort inkriminierten finde man überall in bayrischen und preußischen Banken. Gewiß. Und ein Hypothekenpfundbrief ist deshalb noch lange kein Spekulationspapier. Aber die Staatsbeamten, mögen sie noch so gut geschult sein, reichen für die Beurtheilung geschäftlicher Verhältnisse nicht aus. In Bayern hat man sich darum entschlossen, den Kommissaren wirkliche Fachleute an die Seite zu stellen. Das ist: bei all dem Geschrei nach der Rechtfertigung des Staates kommt man nicht von den Leuten los, die kontrolliert werden sollen. Aus ihren Reihen müssen die Aufsichtsorgane genommen werden; und da entsteht schließlich, wie wir sehen werden, ein circulus vitiosus. Zum Uebrigen ist eine Hypothekenbank von einer Mobilienkreditbank durch eine ganze Welt getrennt. Dort ein Geschäft, das sich in primitiven Formen, meist automatisch, abwickelt; hier ein Apparat, der immer komplizierter wird. Noch sichtbarer wird der Gegensatz, wenn man das Bankamt dem Kaiserlichen Aufsichtsamt für Privatversicherung vergleicht. An dieses Amt haben nämlich die Ideologen auch gedacht. Ohne zu überlegen, welche fundamentale Unterschiede zwischen dem Versicherungsgeschäft und den rein bankmäßigen Transaktionen bestehen. Die Versicherungsbanken sind Sparlässe. Damit ist Alles gesagt. Da die Spargelder einen der wesentlichen Bestandtheile des Volksvermögens ausmachen, so sind sie besonderen Schutzes bedürftig. Deshalb haben sich die Versicherungsinstitute Vorschriften zu unterwerfen, die den für die Verwaltung der öffentlichen Sparlässe geltenden Bestimmungen angepaßt sind. Das Vermögen der Sparlässe stammt aus der breiten Masse des Volkes; es sind die kleinsten Kapitalisten, die ihr Geld diesen Kassen anvertrauen. Deshalb sind hier besondere Schutzvorrichtungen am Platze. Die im Deutschen Reich in den eigentlichen Sparlässe investierten Summen haben im Jahr 1908 einen Gesamtbetrag von mehr als 15 Milliarden Mark erreicht, während die im Betrieb der Banken arbeitenden Depositengelder etwa 8½ Milliarden ausmachten. Diese acht Milliarden stammen zum großen Theil aus anderen Kreisen als die Sparlässe-einlagen. Wer sein Geld hat bei der Bank liegen läßt, thut es nicht nur, um Zinsen daraus zu erzielen, sondern, um die Mittel

zum Ankauf von Effekten oder zur Spekulation an der Börse präsent zu haben. Erspartisse sind natürlich auch; aber nicht „Nöthgroschen“, wie bei den Sparkassen. Die Großbanken legen keinen Wert darauf, in den Augen des Publikums als Sparbörsen zu gelten. Nur in der Provinz wird oft noch mit dem Begriff Sparbörse operiert, um Depositengelder anzulocken. Die Provinz liefert überhaupt mehr Material für die Propaganda zu Gunsten einer staatlichen Kontrolle als die Haute Banque. Seit dem Zusammenbruch der Leipziger Bank ist man nervös geworden; aber die Möglichkeit konnte nicht verhüten, daß der Strom der Depositengelder sich bis in die dunkelsten Winkel der Bankenprovinz ergiebt. Bei den Insolvenzen, die in großer Zahl der Leipziger folgten, haben die gefürchteten Hoffnungen der Depositengläubiger keine kleine Rolle gespielt. Werden solche Erfahrungen durch die Tätigkeit eines Reichskontrollamtes unmöglich gemacht? Der Prozentsatz der fremden Gelder, der in nicht papillarisch sicheren Firmen arbeitet, ist zum Glück nicht allzu groß. Die Summe der Depositen beträgt bei den Berliner Großbanken wohl mindestens 2 Milliarden, da als Depositengelder nicht nur die auf Depositenten gebuchten Einlagen zu gelten haben, sondern auch ein Theil der Kreditoren mitzurechnen ist. Das sind beinahe 25 Prozent der Gesammdepositensumme. Und nur 10 Prozent etwa, nämlich 870 Millionen, entfallen auf Aktienbanken bis zur Grenze von 10 Millionen Mark Grundkapital. Wie groß der Anteil der Privatfirmen am Depositengeschäft ist, erfährt man nur „von Fall zu Fall“; wenn es zur Insolvenz kommt. So hatte das alte läbeder Bankhaus Lüdemann & Soltau, das seine Zahlungen eingestellt hat, 750 000 Mark Depositen. Im Ganzen wird der den Privatbankiers anvertraute Theil der deutschen Spargelder keinen so erheblichen Bruchtheil ausmachen, daß man nicht sagen dürfte, daß Groß sei in sicherer Obhut.

Soll das Aufsichtsamt sein Käfkerletheater sein, so müssen sachverständige Personen den Kontrolldienst besorgen. Es genügt nicht, daß man banktechnisch geschulte Beamte in die Kontrollstation stellt. Die Praxis langer Jahre kann ein Hospitieren im Bankgeschäft nicht ersehen. Die Augen der Beamten müssen also durch die Brillen des Praktiker sehen. Und da sieht die Hauptchwierigkeit. Werden zur Unterstützung der Revisoren Bankleute in das Aufsichtsamt berufen, so muß man, um kein Misstrauen zu wecken, bei der Auswahl dieser Sachverständigen jedes große Zynizismus, Verleidlichkeit, Vorhersehbarkeit, Verzögertheit, Wahnsinn, Verwaltungsvolljährigkeit vertreten sein. Was wäre die Folge dieses Zusammenwirkens? Alle Coulissengeheimnisse würden bekannt. Die natürlichen Schranken, die im Konkurrenzkampf ausgerichtet werden, senken sich vor den vereinigten Blicken der Bankenvertreter; und kein Institut könnte dem anderen etwas verborgen. Ein Idealzustand im kommunistischen Staat. So weit sind wir aber noch nicht. Deshalb wird der Zwang zur Entschleierung vor dem lästernen Auge des Nachbars einem Bankleiter nicht allzu viel Reiz bieten. Das Aufsichtsamt soll in den Stand gebracht werden, die Bilanzen bis ins Innerste zu durchforschen; es soll vor gewissen Geschäftstypen um seine Zustimmung erjucht werden und in der Lage sein, die Qualität der Kreditoren zu prüfen. Die Banken werden bei der Gewährung von Kredit ähnlichen Vertrachten unterstellt sein, wie sie jetzt für die Hypothekenbanken gelten. Und von der Aufsichtbehörde wird künftig der Umfang des Kredits bestimmt werden. Bei all diesen Fragen haben die Fachleute mitzureden; und so wird die Deutsche Bank genau wissen, wie die Rundschau der Diskontogesellschaft aussieht, und die Darmstädter

Bank wird keine Geheimnisse mehr vor der Handelsgesellschaft haben; alle Institute werden dann bald nach dem Grundsatz arbeiten: „Mes affaires, ce sont les affaires des autres“. An die Stelle der freien Konkurrenz tritt der unsaurere Wettbewerb; unter dem Schutz des Reiches. Das thut aber nichts; denn erstens ist die Moral bestiebt und zweitens wissen die Depositengläubiger, daß sie höchstens noch unter Reichskontrolle ihr Geld verlieren können. Aber verlieren können sie es auch flüchtig.

Rimmt man etwa an, daß die Großen schon heute kein Geschäftsgeheimnis vor einander haben? Die amtliche Sanctionirung der Topographie schürt immerhin einen ganz neuen Zustand. Und was soll aus dem Aufsichtsrath werden, wenn ein Aufsichtsrat da ist? Zwei Kontrollorgane sind nicht nötig. Aber das Institut des Aufsichtsrathes läßt sich nicht durch einen Feuerstrich beseitigen; es wurzelt in dem Komplex der Beziehungen, die zwischen der Finanz und allen Faktoren des wirtschaftlichen Lebens bestehen. Hat der Aufsichtsrath nicht mehr zu kontrollieren, so muß er acquitieren oder wenigstens repräsentieren. Und wie soll der bessere Schutz der Depositengelder in praxi erreicht werden? Das Aufsichtsrath wird besondere Sicherheiten verlangen; die können nur in bestimmten Anlagen bestehen. Man wird also fordern, daß ein Prozentzah der fremden Gelde in Staatspapieren oder in Hypotheken angelegt werde. Da aus solchen Reserven nur mäßige Rinnen zu erzielen sind, werden die Banken gezwungen sein, die Vergütung für bare Einlagen zu verringern. Das hätte wahrscheinlich einen Rückgang der Depositengelder zur Folge; das Geld würde schnell bessere Profitgelegenheit suchen. Vielleicht trieb man gerade dadurch einen Theil des Volksvermögens zu Anlagen zu, vor denen es geschützt werden müßte. Weiter. Um das Betriebskapital reichlich zu vergießen, müßten die Banken Entschädigung für den Zwang, den ihnen das Aufsichtsrath auferlegt, finden; also risikante Geschäfte machen. Denn die Kreditinstitute sind keine Sparkassen; und jeder Versuch, sie in enge Hürden einzusperren, muß zu einem gewaltsamen Ausbruch an den nicht geschützten Stellen führen. Die beiden Privatfirmen, die jetzt ihre Zahlungen eingestellt haben, M. A. Rosenbaum in Lippstadt und Ludmann & Soltau in Lübeck, sind an den Schwierigkeiten zu Grunde gegangen, die der Provinz aus der Konkurrenz entstanden. Rosenbaum ließ sich in groß angelegte Wechselgeschäfte ein; und die Lübecker hatten ihren Ehrgeiz an die Aufgabe gesetzt, ein industrielles Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Sie überboten mehrere Aktienbanken, die sich um die Durchführung der Transaktion beworben hatten, und blieben schließlich auf den neu geschaffenen Papieren sitzen. Könnte das Aufsichtsrath solche Fehler verhindern? Es könnte dem Privatbankier nicht verbieten, Aktiengesellschaften zu gründen; aber verlangen, daß für die etwa vorhandenen Depositengelder genügende Sicherheit da sei. Schön. Nun zeigt der Bankier ein Effektenportefeuille und erklärt: „Das sind die Unterlagen der Depositen“. Wer will ihn hindern, diese Papiere zu Lombardieren oder als Sicherheit für Spekulationsgeschäfte zu hinterlegen? Man kann doch die Gegenwerthe für die fremden Gelde der Verwaltung der Banken oder Bankiers nicht ganz entziehen. Das wäre eine Verformung, die sich gewiß kein angehenes Bankhaus gefallen ließe. Und bei einer Klassifizierung kämen wir zu einer Rechtungsliste.

Rüßen wir unsere Depositengesellschaften durchaus vor dem Ausland diskreditieren? Das hat uns bisher um sie beneidet. Und die größeren stehen auf ziemlich festen Füßen.

Badon.

**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulricus.  
Reichsbank-Giro-Conto.**Bergwerksunternehmungen.****MURATTI**Einheitspreis  
M. 12.50Luxusausführung  
M. 16.50**Salamander**

Schuhgesch. m. b. H.

Berlin W. 8,  
Friedrichstr. 182.

Stuttgart - Wien I - Zürich

Der Frühling lockt und  
ruft zum Ringelreihen,  
Und alles tanzt und jubelt:  
Es ist Maien!  
Stolz dehnt sich heisa-  
hopsa wie ein Platz  
in Salamander - Stiezen  
Mann und Frau!

Fordern Sie Musterbuch H.

**Nähret die Nerven mit Neocithin** aus Apotheken Drogerien.**Ludwig Katz, Berlin**

Unter den Linden 31.

Vornehme Herren- und Damen-Moden.

**Moderne Erdmannsdorfer Möbel**

für Büro und Herrenzimmer

Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Bücherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Konformmöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

**BEER & HAROSKE**

G. m. b. H.

BERLIN C 37. nur Hausvogteiplatz 12

## Berliner-Theater-Anzeigen

## Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

## Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des  
Victorien Sardou v. Julius Freund.

Musik von Gustav Kerker.

In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

## Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

## Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,  
Modernes Verlagsbüro (Carl Wigand).

## Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin

Elegantes Familien-Restaurant.

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

## Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

## Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.  
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

## NPG Photo-Papiere u. Films

werden von ernsten Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke



auf der ganzen Welt

## Das Bild.

Monatsschrift für photo-  
graphische Bildkunst.

Jahres-Abonnement mit April beginnend Mk. 2.—, Ausland Mk. 2.50.

Probeheft kostet nichts.

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 MK.

## Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur  
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.  
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst  
und Musik, Leipzig 61.

## Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

im neu erbauten „Moulin rouge“  
Jägerstr. 63aReunions: Montag, Dienstag,  
Donnerstag, Sonnabend

## INTERNATIONALE PHOTOGRAPHISCHE AUSSTELLUNG

DRESDEN 1909

## Ausstellungspalast \* Mai-Oktober

Kunst- und wissenschaftliche Photographie  
Reproduktionstechnik, Industrie, Sonderaus-  
stellung für Länder- und Völkerkunde. Stern-  
warte und Kornsehn Fernphotographie im  
Betrieb. Brieftauben-Photographie. Vorführ-  
ungen für Belehrung und Unterhaltung.  
Vergnügungspark. Tombola.

# Deutsche De Dion Bouton-Gesellschaft

G. m. b. H.

## Mülhausen i. Els.



Die erste Marke  
der Welt

Telephon No. 243.

# „Welt-Detektiv“

**Preiss** Berlin 25, Leipzigerstr. 107 Cl.  
Ecke Friedrichstrasse. Tel. I. 3571.  
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vor-  
kommnissen und Privatsachen. Ueberall!  
**Auskünfte** weise, Ruf, Charakter,  
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von  
Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

In 4. Auflage 1906 erschien:

## Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitrag z. Kultur u. Sittengeschichte  
d. 18. Jahrh. m. bes. Bezieh. a. d. Lehre v. d.

### Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Böhme.

573 S. Eleg. br. M. 10.—, Leinwbd. M. 11,50  
Ferner in 7. Auflage:

### Geschichte d. Lustseuche

im Altertum nebst ausführl. Untersuch. üb.  
Venus- u. Phalluskult, Bordelle, Nymphäa, Thieletia,  
Pederastie u. and. gesellschaftl. Ausschweifungen  
d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum. 435 Seit.,  
Eleg. br. M. 6.—, Leinwbd. M. 7,50. Prospekte  
u. Kündige. Abdruck u. Übersicht. Werke gratis.  
H. Marsdorf, Berlin W 30, Inhaberburgstr. 16.

Wie gewinnt man  
neue Lebensfreude? oder das Sexual-  
Nerven-System des Menschen und dessen  
Aufzehrung und Kräftigung durch ein er-  
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Poche  
geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel,  
Berlin W 150, Potsdamerstrasse 181.

## In weitesten Kreisen bekannter Verlag

Kauft schnellst. u. bringt in geschmackvoll. Ausstattig. mit Erfolg Romane, Novellen, Gedichte  
heraus, trägt c. Teil d. Kosten. Coalante Zahlungsbeding. Zuschr. E. K. 56, Berlin W 110

## Schriftsteller

die ihre Werke bei grossem Buchverlag  
unter vorteilhaften Bedingungen verlegen  
wollen, wenden sich sub. Z. J. 86 an Haasen-  
stein & Vogler A.-G., Leipzig.

## Die sexuelle Not.

Als der Prozess Eulenburg verhandelt wurde, schrie die Welt auf vor Entsetzen.  
Wie ist es möglich, fragte man, dass sich menschlicher Urtrieb so verirren kann?  
Auf diese Frage und auf alle anderen, die damit zusammenhängen, gibt das  
Buch „Die sexuelle Not“ von Dr. Fritz Wittels (Preis M. 4.—, geb. M. 5,50) Aus-  
kunft; denn die Affäre Eulenburg ist ja nur ein kleiner Spezialfall in dem ungeheuren  
Leidensegebiet, auf dem die sexuelle Not schier unbesiegbar herrscht.

Der Grundgedanke des Wittels'schen Werkes ist eine Entdeckung, nämlich die  
Entdeckung, dass es eine sexuelle Not gibt, so gut wie es eine soziale Not gibt.  
Die soziale Not kennt jeder, sie wird unzweifl. öffentlich diskutiert, aber von der  
sexuellen Not spricht man nicht, weil man sich ihrer schämt. Am auklarenden  
Wirkung wird „Die sexuelle Not“ nicht hinter der Kraft-Ebbing'schen „Psychopathia  
sexualis“ zurückstehen.

Ausführlicher Prospekt, gratis und franko durch  
Buchhandlung L. Rosner, Wien I, Franzensring 16.

## Sanatorium VON ZIMMERMANNSCHE STIFTUNG Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung,  
Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder,  
behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen  
ansteckende und Geisteskranken.

Illustrierte Prospekte frei,

Chefarzt Dr. Loebell.

Man verlange d. seine Buchhandlung od.  
d. den Verlag Karl Schnabel, Berlin,  
Potsdamerstrasse 158 (kostenlos).

Hinweis durch Urteile der Presse  
auf Constantin Brunner

## Die Lehre von den Geistigen und vom Volke

für diejenigen, die frei werden wollen u.  
können vom modernen, wissenschaftlich  
verbrämtten Aberglauben.

Gegen die Beherrschung unsrer Gedan-  
ken d. die Scholastik Immanuel Kants.

Gegen den naturphilosoph.-nachchristl.  
Aberglauben v. der Entwicklungslehre  
und ihren Afterpropheten Nietzsche.

Gegen die Narrheit und Gefahr der  
logen, allgemeinen Bildung. 1-1 1-1 1-1

(Die Leser der „Zukunft“ werden gebeten,  
Zukunft Nr. 16 vom 16. Januar d. J., Seite 98-106,  
Gespräch zwischen dem Gebildeten und dem  
Lernenden“ über dieses Werk zu vergleichen).



## **Geschäftliche Mitteilungen.**

## Charakterergründung.

**Charakterergründung.** Täglich werden wir uns über die Tatsache klar, dass wir rings um uns auf lauter Rätsel stoßen. Wir bilden uns so viel ein auf unsere vorgeschriebene Erkenntnis, auf die staunenswerten Entdeckungen, die dem menschliche Geist macht, und erhoffen uns von der Zukunft noch Grosses, Ungeahntes. Und doch sind wir über uns selbst nicht klar, auch über seinen eigenen Charakter ist sich wohl selten jemand im rechten. Da wäre es dann ganz interessant, wenn uns ein Psychologe durch Beurteilung unserer Handschrift gewissermassen einen Spiegel vorhieße. Wir würden darauf aufmerksam gemacht, vielleicht mehr auf uns zu achten, und uns bemühen, manchen Fehler abzulegen. Herr P. P. Liebe im Augsburg I analysiert aus der Handschrift Eigenschaften, Fähigkeiten, überhaupt die ganze Individualität, die feinsten und intimsten Züge. P. P. Liebe ist bereits seit 1890 seine Praxis aus und hat für seine Originalmethode den Namen "Psychographologie" erfunden.

## Eine Fahrt in den nordischen Frühling.

**Eine Fahrt in den nordischen Frühling.** Schon am 17. Juni trifft eines der schönsten Touristenschiffe der Hamburg-Amerika-Linie der Doppelschraubendampfer „Meteor“ von Hamburg aus seine erste diesjährige Nordlandreise an, die über das romantische Odde zur alten Hansestadt Bergen, und weiter über Gudvangen, Balholmen, Aalesund, Molde und Naes zum tausendjährigen Drontheim führt, der alsbahrwürdigen nordischen Krönungsstadt, in der die Stille des mächtigen Domes von Wickingerfahrt und den Taten reckenhalsiger Vorzeithelden predigen. Auch für Überlandausflüsse in die Gebirgs- und Seewelt des nahen Innenlandes, zu Gletschern und Wasserfällen ist gesorgt. Eine grössere solche Tour führt die „Meteor“ Reisenden z. B. von Bergen über Vosseschwangen nach dem malerisch in felsumstarker Landschaft gelegenen Touristenhotel Stalheim, von dem aus sich grossartige Ausblicke in die wilden Schluchten des Närbdals bieten. Die erste Meteorfahrt durfte daher Alten, die Herz und Auge an nordischer Frühlingshertlichkeit erfreuen wollen, sehr zu empfehlen sein.

Schon am 17. Juni tritt eines der

### **Zur gefl. Beachtung!**

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Hotel und Kurhaus  
**„Weisser Hirsch“ in Schwarzburg in Thüringen**  
bei, worauf wir unsere werten Leser besonders aufmerksam machen.

# Busch

## Neue Prisma-Binocle-Modelle

mit erhöhter Plastik.



**Stereo-Doppeltlicht** 6 × und 8 ×  
Vergrösserung Mk. 120 u. 130  
**Stereo-Terlux** :: :: :: 6 × und 8 ×  
Vergrösserung Mk. 150 u. 160

Ausserdem bestens empfohlen die bekannten Binocles:  
„Thalias“, „Lynkop“, „Doppeltlicht“ u. „Terlux“

Kataloge versendet gratis und franko:

**EMIL BUSCH A.-G., Optische Industrie RATHENOW.**

Zu beziehen durch alle Handlungen.

**Ostertag**

Über 25000 Kassen  
geliefert.

Ostertag-Werke A.G.  
Berlin SW. Friedrichstr. 49  
an der Kochstr.

**„Adler“**

Deutsche Portland-Cement-Fabrik  
Aktien-Gesellschaft.  
Bilanz-Conto per 31. Dezember 1908.

Debet.	£.
Grundstücks-Conto	546 561 45
Gebäude- u. Oefen-Conto	5 007 922
Neubau-Conto	2 434 810 85
Maschinen und Inventar	2 169 802
Inventarbestand an Fabrikat, etc.	2 068 005 79
Cassa-Conto	17 108 20
Debitores und Wechsel	853 886 86
Effekten-Conto	148 257 75
Assuranz-Conto	82 387 32
	£3 288 225 72
Credit.	£.
Aktien-Capital-Conto	4 000 000
Reservelunds-Conto	2 775 542 16
Conto-Correns-Reserve	20 000
Erneuerungsfonds	20 000
Arbeiter-Unterstützungs-Kasse	
Rüdersdorf	13 685 71
Beamten-Pensionskasse	41 057 05
Obligations-Conto	2 823 310
Oblig.-Zinsen-Conto 1908	3 262 50
Dividenden-Conto 1908	120
do. 1906	500
do. 1907	300
Creditores	2 966 007 08
Hypotheken-Conto	22 000
Saldo-Gewinn	762 420 71
	£3 288 225 72

Die pro 1908 auf 10% festgesetzte Dividende gelangt mit Mk. 100,— pro Aktie auf den Dividendenschein No. 15 vom 11. d. Mts. ab in Berlin bei der Deutschen Bank, sowie bei der Nationalbank für Deutschland zur Auszahlung.

**Seine Freunde**

od. sich selbst nach d. Handschrift charakterisiert zu sehen, ist nicht nur hochinteressant, sond. auch sehr wichtig! — Vertrauens-Spezialist für Gebildete seit 1890! Prospekt gratis. P. Paul Liebe, Psychologe in Augsburg I. Z. Facht

**Stottern**

Auskunft frei über dauernde Beseitigung.  
**Osk. Hausdörfer.**  
Breslau-W. 443.  
(ehem. a. schw. Stott) Empf. u. Arzten, Geist., Schrift. etc.

**Ehe- schlissungen England**

rechtsfähige, in  
Präsp. lt.; verschlossen 51/1g.  
**Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 30/31.**

**Dr. Möller's Sanatorium**

Brock, R. Dresden-Loschwitz. Prosp. —  
Diätet. Kuren nach Schroth.

**NORDSEEBAD**  
**Borkum**  
genannt: „Die grüne Insel“  
1918: 25 665 Besucher  
Schönster Strand, starker Wellenschlag, eisenernechte Seeluft. Herren-, Damen- u. Familienbadestrand, Licht- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfschiffverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Hassenstein & Vogler A.-G.

Köhler's Strandhotel, I. Haus am Platze. Man verlange Prospekt.

**OPEL**  
**Motorwagen**  
Man verlange Preisliste.

**Rüsselsheim**  
**Nähmaschinen**  
**Fahrräder**

Engelhardt's

# Chasalla-Stiefel



D. R. Patente Nr. 165545, 179871,  
196721 — Viele Auslandspatente  
sind eine

**Anatomisch richtige  
Fussbekleidung**

**Chasalla-Stiefel**

stellen alle Erzeugnisse orthopä-  
discher Massarbeit in den Schatten  
verhüten Senkung und Plattfuss-  
bildung und sind von ersten  
ärztlichen Autoritäten, wie Pro-  
fessor v. Eszarch etc., empfohlen

**Chasalla**  
Schuhgesellschaft m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19  
C., König-Strasse 22-24  
W., Tautzien-Strasse 19

Der geschilderte Verzehrung die gratis Broschüre P

**Sanatorium Dr. Hauffe** **Ebenhausen**  
Obb. bei München

**Physikalisch-diätetische Behandlung**  
für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvalescenten und Erholungsbedürftige. Bahrstraße Krankenheit.

# Einzig schön

ist ein zartes, reines Geächt, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße, sammelweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte

**Steckenpferd - Lilienmilch - Seife**  
von Bergmann & Co., Nadebenl. à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

# Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgersstr. 54-56 a

## Frühjahrs - Neuheiten

Damen-Konfektion ☐ ☐ ☐

Damen-Hüte ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Herren-Konfektion ☐ ☐ ☐  
(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Schuhwaren ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Herren- u. Damenschirme

u. s. w.

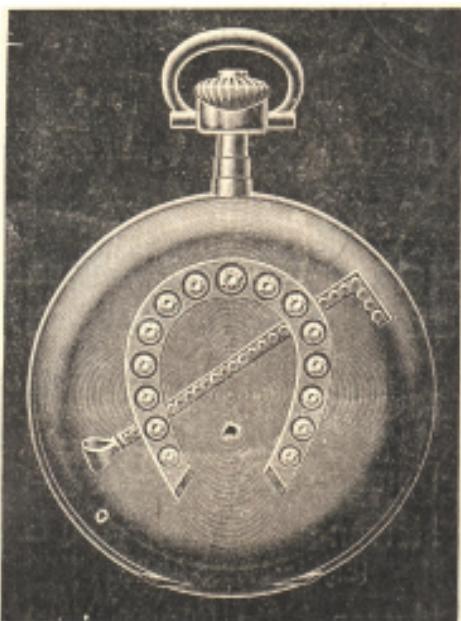
Beste Qualitäten.

Billigste Preise.

Ferner:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen  
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel

# Wir verkaufen auf Teilzahlung.



Echte Glashütter Uhr Nr. 6357. Nur mit Sprungdeckel, Matigold, 14 karätig, 0,585 gesetzlich gestempelt, 50 Gramm brutto, mit Diamantdecke, 1 Diamant auf dem Unruhklöppen, 1½ Karat Brillanten im Hufeisen und 21 echte Rubine in der Peitsche . . . . . M. 1100.—, Verschraubter Bügel. 5 Jahre Garantie.

Der diesjährige Katalog mit zirka 4000 Abbildungen enthält viele interessante Neuerungen in echten

**Schmucksachen,  
Uhren,  
Geschenkartikeln,  
Musikinstrumenten,  
Platten-Apparaten,  
photogr. Artikeln.**

Alle Preislagen.

Alle Abteilungen sind bedeutend erweitert, Taschenuhren z. B. über 400 Nummern.

Die Sortimente „Wunderwerk I“ werden mit Kontrollscheinen über den Gang geliefert.

Bei goldenen Uhren, Ketten, Brillen, silbernen Bestecken ist das Gewicht angegeben.

## Unser neuester Katalog ist erschienen.

— Wir stellen unsere Abnehmer zufrieden. —

Beweis:

**Bericht des öffentlich angestellten beeidigten Bücherrevisors und Sachverständigen L. Riehl, Berlin.**

Ich bescheinige hiermit, dass von der Firma Jonass & Co., Berlin, innerhalb eines einzigen Monats 4031 Aufträge von alten Kunden, d. h. solchen, die schon vordem von der Firma Ware bezogen haben, ausgeführt worden sind.

In der vorstehenden Zahl 4031 sind nur die Bestellungen enthalten, die der Firma brieflich von den Kunden selbst überschrieben sind. Nicht gerechnet sind die durch Agenten und Reisende an frühere Kunden gemachten Verkäufe.

Ich habe mich durch Prüfung der Bücher und Belege von der Richtigkeit überzeugt.

BERLIN, den 1. Februar 1909.

L. Riehl, beeidigter Bücherrevisor und Sachverständiger.

Katalog gratis und franko.  
Gegründet im Jahre 1889.

Tausende Anerkennungen.  
Hunderttausende Kunden.

**Jonass & Co., Berlin SW. 108, Belle-Alliancestr. 3.**

Vertragslieferanten vieler Beamtenvereine.

Inseraten-  
Annahme für „Die Zukunft“ durch die Anzeigenverwaltung

(Alfred Weisser), Berlin SW. 68, Kochstr. 13a, Fernspr. VI. 567  
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

# Siedlung & Belgard

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.  
Salon eleganter Pariser Toiletten



D-Züge  
Berlin-München  
bis  
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt  
(1½ Stunden) durch  
des Schwarzwald  
dramt:

Huebner,  
Schwarzbzg

## MORPHIUM

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.  
Modernstes Specialsanatorium.  
Aller Comfort. Familienleben.  
Pros. frei. Zwanglos. Entwöhnm. v.

## ALKOHOL

NÄTURLICHES



## KARLSBADER SPRUDELSALZ SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

### • Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pf.

### Hetaera-Hand-Krema

aus für Handpflege (a. Wundseide) à Dose 20 Pf.  
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

## Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger  
Optik renommierter optischer  
Firmen zu Original-Preisen.  
Modernste Schnelllocus-Cameras.  
Bequemste Tellzahlung  
eines jedes Praderabend.

Binocles und Ferngläser.

Illustrierte Kataloge kostenfrei.

### Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roseher)  
Berlin SW., Schoneberger Str. 9.

**Schockethal** bel Cassel  
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschützt. Lage. Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 151 Am. Gud. Dr. Schaumüffel.

**Sommeraufenthalt.**  
Im herrlichen Zackental!  
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt  
pr. Tag von 80.- ab.

**„Sanatorium  
Zackental“**  
(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreibershau-Tgl. 27.

### Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-  
roasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände  
Dialektische, Brunn- u. Erziehungsakademie.

Für Erholungssuchende. Wintersport.  
Nach allen Erkrankungen der  
Kunstzeit eingerichtet. Windgeschützte,  
neubetreute, nadelholzreiche Höhenlage.  
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.  
Nähert die Administration in  
Berlin SW., Möckernstrasse 115.

# HENKELL TROCKEN